

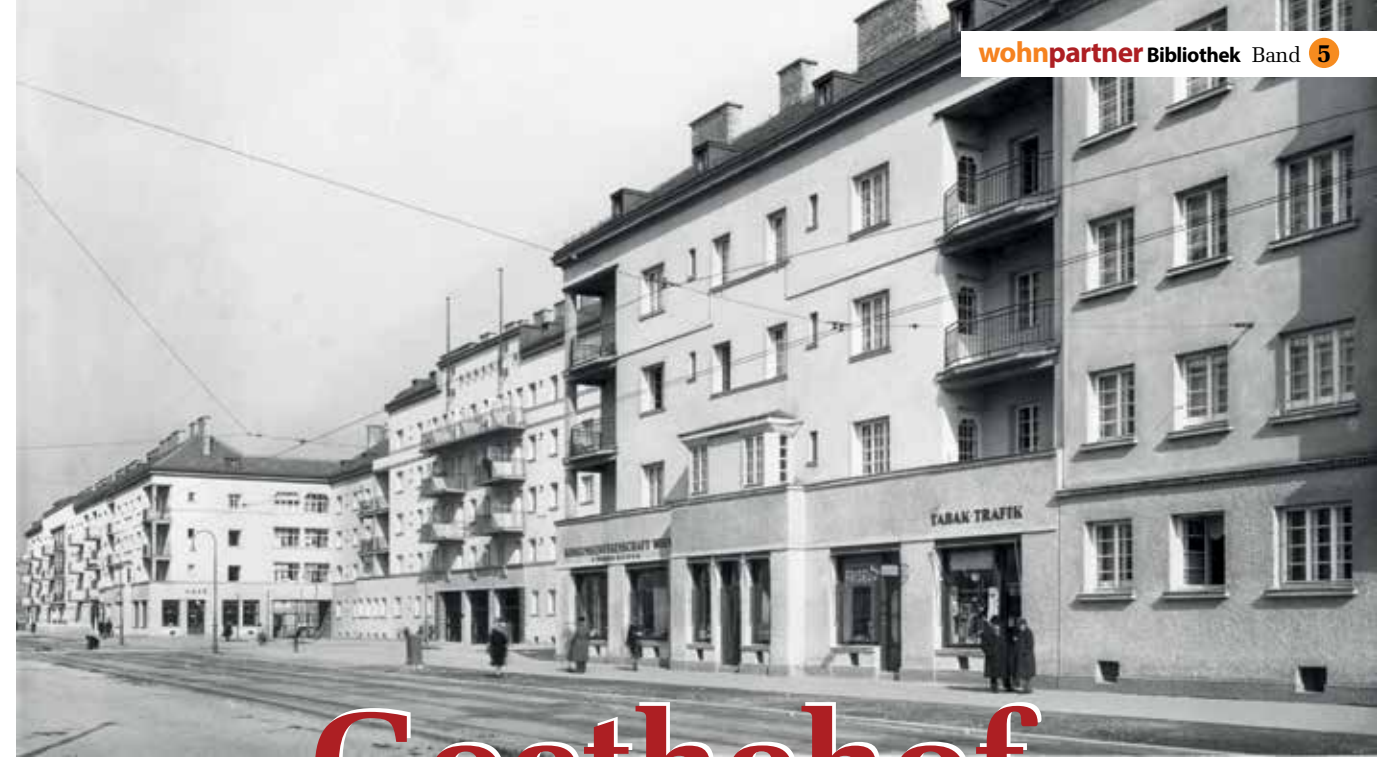


Goethehof zwischen Dorfidylle und Weltmetropole

Band 5 der wohnpartner-Bibliothek widmet sich dem Goethehof in Kaisermühlen – einer an der Alten Donau gelegenen Wohnhausanlage, die im Jahr 1930 fertig gestellt wurde und eine wichtige Rolle im Widerstand gegen den austrofaschistischen Ständestaat während der Februarkämpfe 1934 einnahm.

Anhand zahlreicher Interviews mit ZeitzeugInnen beleuchtet das Buch die Geschichte und den Lebensalltag in Kaisermühlen sowie das Zusammenleben der BewohnerInnen im Goethehof von der Zwischenkriegszeit bis zur Zweiten Republik. Mit ihren lebendigen Erzählungen entführen die ZeitzeugInnen die LeserInnen ins Tröpferlbad, machen sie zu Komplizen bei ihren Jugendstreichen oder feiern gemeinsam mit ihnen den 1. Mai.

www.wohnpartner-wien.at



Goethehof

zwischen Dorfidylle und Weltmetropole



Dieses Buch widmet
wohnpartner
dem Donaustädter
Bezirksvorsteher
Norbert Scheed
(* 1962 – † 2014)



Stadtrat Dr. Michael Ludwig mit dem Zeitzeugen Georg Kudrna im Goethehof

Liebe Leserin! Lieber Leser!

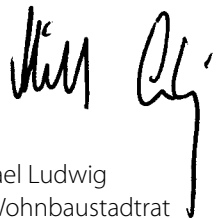
Der Band 5 der wohnpartner-Bibliothek ist erneut Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in den Wiener Gemeindebauten gewidmet. Denn gerade ältere Bewohnerinnen und Bewohner vermögen es, uns durch ihre Erzählungen und Erlebnisse aus Zeiten, die wir uns heute kaum noch vorstellen können, Geschichte wirklich näher zu bringen. Wir können damit besser nachvollziehen, welche Geschehnisse unsere Stadt geprägt haben und welche enorm positive Entwicklung sie genommen hat. Wir sind dadurch aber auch besser dazu in der Lage, mitzuempfinden und zu verstehen, was ältere Menschen in jüngeren Jahren – unter ganz anderen Rahmenbedingungen als heute – erlebt haben. Und von Verstehen kommt Verständnis. Die ZeitzeugInnen-Projekte von wohnpartner sind deshalb besonders wertvoll. Denn sie bringen uns nicht nur ein Stück Geschichte auf sehr lebendige Weise näher, sondern stärken auch das Verständnis und den Zusammenhalt zwischen den Generationen.

In der Zwischenkriegszeit errichtete die Stadt Wien 63.000 mit Sanitäreinrichtungen ausgestattete Gemeindewohnungen, um für die Bevölkerung menschenwürdigen Wohnraum zu schaffen. Wesentlicher Teil dieser damals gebauten Wohnhausanlagen waren Gemeinschaftseinrichtungen wie Bäder, Kindergärten, Waschküchen oder Bibliotheken. Dank des sozialen Wohnbaus gibt es bis heute 220.000 Gemeindewohnungen und ebenso viele geförderte Wohnungen, die qualitativ hochwertiges und erschwingliches Wohnen in Wien ermöglichen.

Der Goethehof und seine Bewohnerinnen und Bewohner, die im Mittelpunkt des vorliegenden Buchs stehen, ist ein besonders geschichtsträchtiger Bau der Gemeinde Wien: Zwischen 1929 und 1930 errichtet, war er als eine der letzten Bastionen des Widerstands gegen den austrofaschistischen Ständestaat heftig umkämpft. Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus dem Goethehof berichten im Buch eindrucksvoll von ihrer Kindheit und Jugend in Kaisermühlen und lassen uns an den Geschehnissen ihrer Jugend, die von Unruhen, Krieg und Widrigkeiten, aber auch von Solidarität und Zusammenhalt geprägt waren, teilhaben. Das Ergebnis ist ein Stück lebendiger und berührender Zeitgeschichte, voller persönlicher Erlebnisse und Eindrücke, die zum Nachdenken anregen.

Ich möchte mich ganz herzlich bei allen Beteiligten, allen voran bei unseren Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, für das Zustandekommen dieses schönen Projekts bedanken.

Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, wünsche ich viel Freude mit dem vorliegenden Buch.


Dr. Michael Ludwig
Wiener Wohnbaustadtrat



Das vorliegende Buch ist bereits das sechste ZeitzeugInnen-Projekt von wohnpartner. Nach der „Spurensuche in Ottakring“, einem historischen Rückblick auf die Simmeringer Hasenleiten-Siedlung, die Per-Albin-Hansson-Siedlung in Favoriten, die Wohnhausanlage Lockerwiese in Hietzing sowie einem Einblick ins Leben der Wienerberger „Ziegelböhm“ erzählen nun Mieterinnen und Mieter aus dem Goethehof von Erlebnissen aus ihrem Leben in Kaisermühlen. Sie entführen uns in die Vergangenheit und berichten, wie sie die damalige Zeit erlebt haben. Eine Zeit, die von Not und Krieg, aber auch von Solidarität und Zusammenhalt geprägt war. Dass diese teilweise emotional sehr berührenden Lebensgeschichten mit uns geteilt wurden, ist nicht selbstverständlich.

Und wengleich die heutige Zeit mit der damaligen nicht vergleichbar ist – so freut es mich, dass Solidarität und Zusammenhalt im Gemeindebau nach wie vor spür- und erlebbar sind. Die vielen Nachbarschaftsinitiativen, die wohnpartner unterstützt und begleitet, zeigen, dass „Gemeinschaft“ einen hohen Stellenwert in der Gesellschaft hat. Von der Nachbarschaftlichen Schachpartie bis zum Hofcafé – Ziel ist es stets, sich gemeinsam für ein gutes Miteinander einzusetzen.

So, wie ich den Goethehof kenne, würde ich sagen, dass einige Menschen kommen und gehen – aber das Paradies ist geblieben. Kaisermühlen hat eine ganz besondere Atmosphäre – damals wie heute und mit Sicherheit auch morgen. Ich kann den berühmten Satz vom mehrfachen Box-Europameister Johann Orsolics nur bestätigen: „Kaisermühlen ist eine Weltanschauung!“

In diesem Sinne wünsche ich allen Bewohnerinnen und Bewohnern des Goethehofes sowie interessierten Leserinnen und Lesern viel Freude bei der Lektüre.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Josef Cser'. The signature is stylized and fluid.

Mag. Josef Cser
Bereichsleiter wohnpartner



„Einmal Kaisermühl'ner, immer Kaisermühl'ner!“ – das ist ein Satz, den wir im Rahmen unserer Tätigkeit von Mieterinnen und Mietern aus diesem Bezirksteil oft hören. Wenn sie über ihr Grätzl sprechen, schwingen Stolz und Selbstbewusstsein mit. Nicht nur im Sommer, wenn die umgebenden Naherholungsgebiete – das Gänsehäufel und das Kaiserwasser – Neid in die Gesichter der Nicht-Kaisermühl'ner treiben. Und nicht nur wegen Kaisermühlen-Blues, der – trotz des dadurch gewonnenen Rampenlichts – den Ruf des Grätzels ja keinesfalls nur positiv beeinflusst hat. Nein, sie sind einfach nur stolz, die Kaisermühl'ner.

Kaisermühlen hat eine bewegte Geschichte. Und geschichtsträchtige Bauten – wie beispielsweise den Goethehof. Viele Zeitzeuginnen und Zeitzeugen haben sich an dessen Historie erinnert und uns davon erzählt – und wir haben zugehört. Die Zeitgeschichte, die wir so aus erster Hand erfahren haben, hat nun ihren Platz in diesem Buch gefunden: Die 1. Mai-Feier, die Februar-kämpfe 1934, die Belagerung durch die Russen, der Zweite Weltkrieg – und vieles mehr.

Wir haben auch viel Persönliches erfahren: erste Taucherfahrten oder der Genuss, das erste Mal eine Schokolade zu essen. Warum die Mädels von der Glasscherbeninsel die Schönsten waren und das Briefmarken-Sammeln nicht mehr dasselbe ist wie damals. Wir wissen nun auch, warum das Bier damals manchmal recht dünn war oder wie sich das Leben im Brettldorf gestaltete.

Daher möchten wir uns an dieser Stelle bei allen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen für ihr Vertrauen und ihre Offenheit bedanken. Sie haben für uns ihre Schätze ausgegraben, alte Fotoalben durchforstet und Verstaubtes wieder ans Licht geholt. Sie haben uns an ihrer Erinnerung teilhaben lassen und uns mit ihren Erzählungen verzaubert. Es war uns eine Freude, ihnen zuzuhören und mit ihnen gemeinsam auf Zeitreise zu gehen. Vielen Dank!

Ein sehr wichtiger Zeitgenosse fehlt uns in diesem Buch: Norbert Scheed (* 1962 – † 2014). Der von den Donaustädtern sehr geschätzte Bezirksvorsteher. Unerwartet und viel zu früh musste er von uns gehen. Er hat „seine“ Donaustadt und die Menschen, die dort wohnen, geliebt. Dieses Buch ist dir, lieber Norbert, gewidmet! Wir danken dir für die gute Zusammenarbeit und die Zeit, die wir miteinander erleben durften. wohnpartner wird „deinen“ Bezirk auch weiterhin gut betreuen und den Menschen von Herzen zuhören, so wie du es immer getan hast!

Ihr wohnpartner-Team 22 wünscht Ihnen viel Spaß beim Lesen!



Inhalt

VORWORTE

Michael Ludwig 3
Amtsführender Stadtrat für Wohnen, Wohnbau und Stadterneuerung

Josef Cser 5
Bereichsleiter wohnpartner

wohnpartner Team 22 7

EINLEITUNG

Kaisermühlen – die Entwicklung eines Stadtteils 13

„Die schönsten Madln sind auf der Glasscherbeninsel!“ 17
Interview mit Editha Vanicek

DER GOETHEHOF IN DER WEISSAU 29

Zwischen Bretteldorf, Schrebergärten und Kaiserwasser 29

Der (fast) vergessene Vorzeige-Kindergarten des Roten Wiens 36

Eröffnung des Goethehofes 44

Der Republikanische Schutzbund 47

„Ich bin ein leidenschaftlicher Wiener ...!“ 53
Interview mit Otto Navara

Anschluss, Judenverfolgung 64

„Schurl, geh zur Feuerwehr!“ 66
Interview mit Georg Kudrna

KRIEGSENDE UND BEFREIUNG VON DER NS-DIKTATUR 77

Einleitung 77

„Bis zum Schneeberg hat man gesehen ...!“ 79
Interview mit Horst Pribitzer

„Wir hatten hier ein Paradies ...!“ 86
Interview mit Elfriede Schreiber

60 JAHRE DONAUSTADT – 60 JAHRE KAISERMÜHLEN 93

Einleitung 93

„Wird a immer dünner, das Bier ...!“ 95
Interview mit Franz Eliska

„Meine schönste Zeit hab‘ ich in Kaisermühlen verbracht!“ 102
Interview mit Karl Grundlböck

„DAS SOLLTE MAN WIRKLICH DOKUMENTIEREN ...!“ 113

Gesprächsrunde mit ZeitzeugInnen 113

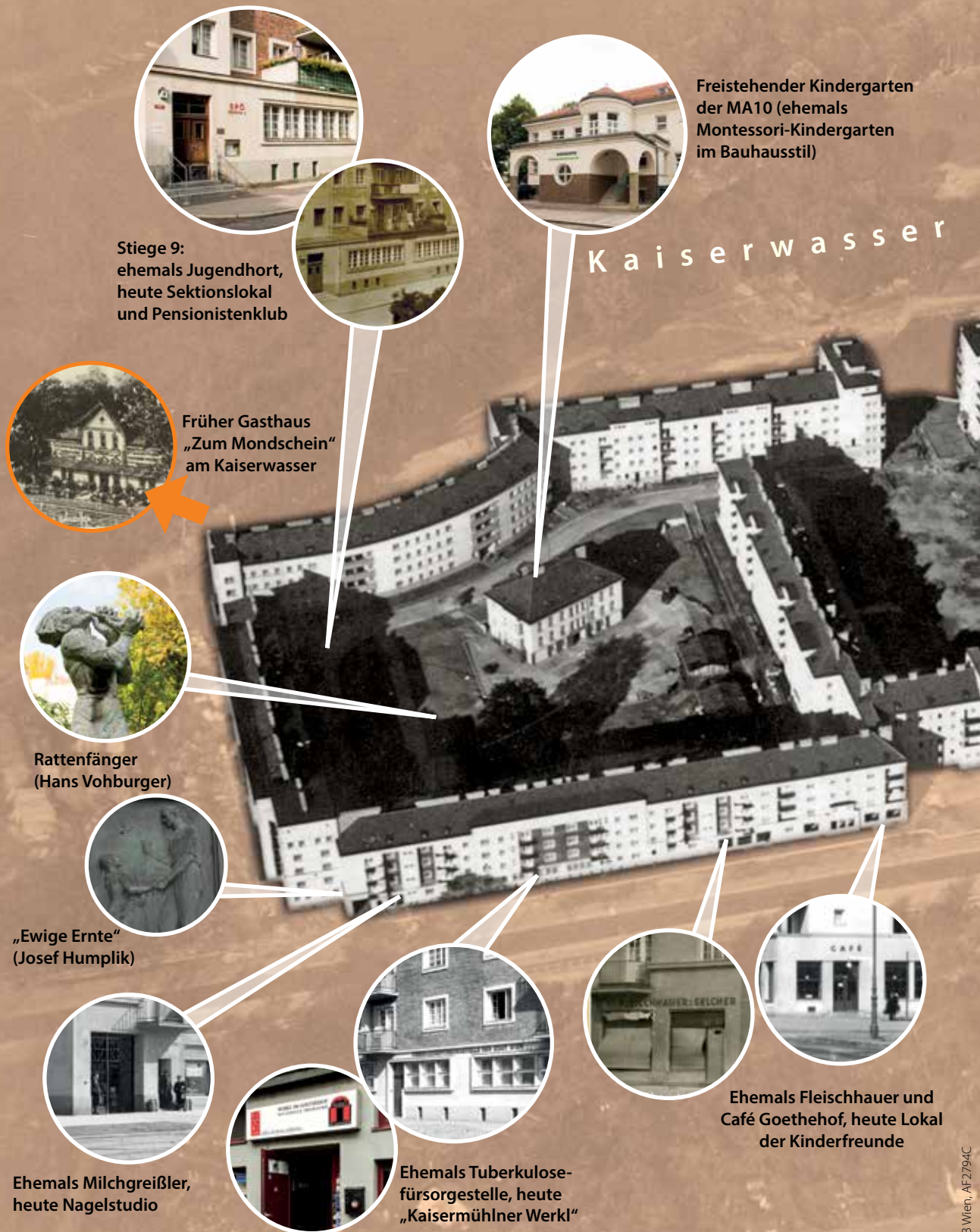
Generalsanierung des Goethehofes 124

GLOSSAR 126

LITERATUR 128

IMPRESSUM 132

Kaiserwasser





Das Kaiserwasser als Arm der Donau auf einem Plan der Donau vor dessen Regulierung um ca. 1750 im Bezirksmuseum Donaustadt.

Kaisermühlen – die Entwicklung eines Stadtteils

Kaisermühlen wurde erstmals 1674 urkundlich erwähnt. Von den heutigen Bezirksteilen der Donaustadt war Kaisermühlen der einzige, der ursprünglich am rechten Ufer des Donauströms lag. Der Name des Stadtteils stammt von den ersten Siedlern, die Pächter der kaiserlichen Schiffsmühlen waren. Dies spiegelt sich im Wappen von Kaisermühlen wider, auf dem bis heute eine Schiffsmühle abgebildet ist. Kaisermühlen war damals eine Kolonie der Leopoldstadt. Neben den Müllern waren in diesem Augürtel Flößer, Fischer und Schiffer ansässig.

Einleitung

KAISERMÜHLEN – DIE ENTWICKLUNG EINES STADTTTEILS



Schiffmühlenmodell im
Bezirksmuseum Donaustadt



Das Kriegsschiff SMS-Bodrog der k.u.k. Kriegsmarine
vor der Kronprinz-Rudolf-Brücke um 1905



Eiswerk gegenüber
der Weissau



Foto von der Mülldeponie



Blick auf das Bretteldorf um 1935

1829 wurde die Erste Donau-Dampf-Schiffahrts-Gesellschaft, DDSG, gegründet. Ein Jahr später entstand beim Laberweg der erste Anlegeplatz Wiens, welcher bis zur Donauregulierung in den 1870ern dort blieb und danach ans andere Ufer verlegt wurde. Innerhalb von 14 Stunden konnte man stromabwärts eine 300 Kilometer lange Strecke nach Budapest mit dem Schiff zurücklegen. Durch diesen ersten Anlegeplatz Wiens gewann Kaisermühlen an Bedeutung. In weiterer Folge entstand eine Verkehrsverbindung mittels Fiaker von Kaisermühlen bis in die Innenstadt. Zudem wurden zahlreiche Gasthäuser und Geschäfte errichtet.

Bis zur Donauregulierung war Kaisermühlen ein Überschwemmungsgebiet. Der sogenannte Donaudurchstich führte dazu, dass Kaisermühlen mittlerweile am linken Donauufer liegt. Die Schiffsmühlen wanderten wegen des nun stehenden Gewässers in die Freudenau ab. Die Wassernähe begünstigte hingegen die Ansiedlung von Färbereien, Putzereien und Wäschereien. Mit der schachbrettartigen Planung von Straßen und dem Bau von Fabriken kam es zu vermehrtem Zuzug. Innerhalb eines Jahrhunderts entwickelte sich so die eher abgeschiedene Gegend zu einem großen Siedlungsgebiet.

Die 1870 erbaute Kronprinz-Rudolf-Brücke – an deren Stelle heute die Reichsbrücke steht – verband die Stadt über das linke und das rechte Donauufer. Das in Kaisermühlen liegende Auegebiet wurde „Franz-Josefs-Land“ benannt. Dies geschah in Anlehnung an die bei der Nordpolexpedition (1872-1874) von Weiprecht und Payer neu entdeckten Inseln, welche zu Ehren des Kaisers dessen Namen erhielten.

Einleitung

KAISERMÜHLEN – DIE ENTWICKLUNG EINES STADTTTEILS

Am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts war das Eislaufen und Baden im Kaiserwasser verboten, da im Winter Eis geschnitten wurde. Eis-Verkäufer lagerten dieses in Holzgebäuden an der Eiswerkstraße zwischen.

Auf der Insel, nördlich der heutigen Wagramerstraße, gab es im 19. Jahrhundert in dem damaligen dichten Urwald nur die Militärschießstätte. Ab 1880 wurden hier Koks und ab 1892 auch Kehricht abgelagert. Dort sollen sich bereits 1895 erste Gruppen sogenannter „wilder“ Siedler niedergelassen und die Abfälle nach Brauchbarem durchsucht haben. Die Grundstücke wurden ab 1896 vom Stift Klosterneuburg an die Siedler verpachtet. Auch Arbeiterfamilien aus Kaisermühlen legten in dem Gebiet Schrebergärten an, die später oft zu ständigen Wohnsitzen ausgebaut wurden.

Das „Bretteldorf“ erhielt seinen Namen aufgrund des dort verwendeten Baumaterials. Durch die Wohnungsnot und die Nahrungsmittelknappheit während des Ersten Weltkriegs und danach nahm die Besiedlung rasch zu. So soll es 1925 250 Wohnhäuser, 100 Pferde, 200 Kühe und 2.000 Schweine nebst Ziegenherden gegeben haben. In diesen Notzeiten deckten die Nahrungsmittel der Siedler damit nicht nur den Eigenbedarf, sondern versorgten auch viele WienerInnen.

Seit Beginn der Besiedlung gab es von Seiten der Politik Bedenken gegenüber den sogenannten „wilden“ Siedlern. Doch wurden diese Bedenken in den Notzeiten während und zwischen der beiden Weltkriege hintangestellt. So gelangte das Gelände zwar 1935 bereits in Gemeindebesitz, aber erst in den 1960er Jahren erfolgte die Absiedlung der letzten BewohnerInnen aus dem

Einleitung

KAISERMÜHLEN – DIE ENTWICKLUNG EINES STADTTTEILS



Die sogenannte „Russenkirche“, heute koptisch-orthodoxe St. Markus-Kirche. Im Hintergrund des Bildes ist die UNO-City zu sehen.

Blick auf die UNO-City vom Kaiserwasser aus.

„Bretteldorf“. 1964 wurden für die Wiener Internationale Gartenausstellung, „WIG 64“, der Donaupark sowie die UNO-City auf den Gebieten des ehemaligen „Bretteldorfes“ und der ehemaligen Mülldeponie errichtet. Die heute noch erhaltene und 1921 eingeweihte, sogenannte „Russenkirche“, die während des Ersten Weltkrieges von italienischen und russischen Kriegsgefangenen gebaut wurde, gilt als letztes Überbleibsel des ehemaligen „Bretteldorfes“. Die heute koptisch-orthodoxe St. Markus-Kirche wurde 2013 neu eingeweiht.

Kaisermühlen war zwischen 1850 und 1938 Teil des zweiten Wiener Gemeindebezirks. Von 1938 bis 1954 gehörte der Stadtteil zu Floridsdorf. Dies änderte sich am 2. Juli 1954 ein letztes Mal: Seither ist Kaisermühlen Teil des 22. Bezirks.

Heute liegen auf diesem Gebiet, neben dem Vienna International Centre – einer von vier Standorten der Vereinten Nationen –, auch mehrere Gemeindebauten, die zwischen dem Entlastungsgerinne, der Neuen Donau, und der Alten Donau, errichtet wurden. Neue architektonische Akzente setzten Bauherren mit dem Hochhaus „Neue Donau“ von Harry Seidler und den „Donau-City-Towers“ von Dominique Perrault. In diesem aufstrebenden Stadtteil befindet sich die Alte Donau mit dem Kaiserwasser, eines der beliebtesten Naherholungsgebiete der WienerInnen.

Einleitung

INTERVIEW MIT EDITHA VANICEK

„Die schönsten Madeln sind auf der Glasscherbeninsel!“

Editha Vanicek

Editha Vanicek, geb. Havlik, Jahrgang 1942, hat eine langjährige Beziehung zum Goethehof und seinen BewohnerInnen. Ihre Familie hat bis zum Jahr 2000 in der Wohnhausanlage gewohnt. Ihre lebhafteste Erinnerung erstreckt sich von den politischen Erzählungen ihrer Familie in Kaisermühlen bis zu ihren Erlebnissen im Zweiten Weltkrieg. Als junge, an der Welt interessierte Frau wanderte sie mit ihrem Mann für zwei Jahre nach Australien aus.



Editha Vanicek

Woran erinnern Sie sich gerne, wenn Sie an den Goethehof denken?

Der Goethehof war schon was Spezielles, ich habe eigentlich eine schöne Jugend gehabt. Die Lindenbäume, wenn die geblüht haben, die haben gut gerochen, das war ein Duft! Wir haben die Blüten für den Winter gegen Verkühlung gesammelt, meine Mutter hat sie am Balkon getrocknet. Außerdem ist beim Weg zu den Klopffstangen ein Maulbeerbaum und von dem haben wir immer alle genascht, da waren wir glücklich, wenn wir irgendwas gehabt haben. Die Linden stehen heute leider nicht mehr im Hof. Beim Kindergarten waren zwei riesengroße. Ich weiß nicht, ob dort noch eine steht.

Einleitung

INTERVIEW MIT EDITHA VANICEK



Editha Vanicek Anfang der 50er Jahre beim Faschingsfest im ehemaligen Montessori-Kindergarten



Editha Vanicek 1949 in der ersten Klasse Volksschule mit Schleife im Haar

Welche Erinnerung haben Sie an den Kindergarten in der Anlage?

Ich weiß nicht, ob ich selbst in diesen Kindergarten gegangen bin. Aber ich weiß, ich war immer eingeladen, weil die Tochter unserer Nachbarin, Frau Slavicek, im Kindergarten gearbeitet hat. Zu den Kindergartenfesten, wie dem Faschingsfest, bin ich sehr gerne hingegangen, da hab ich sogar noch ein Bild. Wir haben aber immer auch vorm Kindergarten gespielt – meistens Fußball oder Tempelhüpfen.

Der Kindergartenwart war so lieb, der Arme hat mit uns was mitgemacht. Wir haben natürlich mit Kreide was auf den Klinkerziegel geschrieben und gemalt. Als wir älter waren und verliebt, haben wir auch Herzen gezeichnet.

Welche Spiele haben Sie zum Zeitvertreib gespielt?

Wir haben auf der Straße im Hof Fußball spielen können, das war auch unsere Zeichenfläche fürs Tempelhüpfen. Später, als schon ein bisschen Gras angelegt worden ist, hat uns der Herr Gruber von oben zugeschaut. Wenn uns der Ball in den Rasen reingefallen ist, hat er geschimpft. So haben wir immer aufgepasst, ob er uns zusieht. Wenn wer einen Ball besessen hat, das war schon was! Ich hab dann auch gesparrt auf einen. Trotzdem bin ich froh, dass ich diese Zeit erlebt hab'. Weil ich dankbar bin für das, was ich jetzt hab' und dass es mir gut geht.

Wie war das Leben im Hof?

Naja, an die Lavendelfrauen erinnere ich mich: Die durch den Goethehof gegangen sind, ‚Lavendel ham ma da‘ [Anm.: für die Wäsche im Kasten]. Dann hat es so Fuhrwagen gegeben, die haben die

Einleitung

INTERVIEW MIT EDITHA VANICEK

‚Maschanska-Äpfel‘ [Anm.: spezielle Sorte] gebracht. Die Verkäufer sind mit Pferd durch den Goethehof gezogen und da haben sie immer ‚Maschanska ham ma da, Maschanska ham ma da‘ gerufen. Erdäpfel sind auch verkauft worden. Jede Woche ist jemand mit Pferdewagen durchgezogen und hat seine Sachen verkauft. Da waren viele im Goethehof. Musikanten haben gespielt. Die Leute haben durch das geöffnete Fenster 10 Groschen oder so in Zeitungspapier eingewickelt und runtergeworfen. Das ist gegangen ‚platsch, platsch‘ – das war eine ganz andere Zeit. Das müsste gewesen sein, als ich noch in die Volksschule gegangen bin. Also da sind die ‚Lavendelfrauen‘ und die Sänger gegangen. Ganz besonders gut kann ich mich auch noch an den ‚Tsching-Krach-Bum‘ erinnern – Ende der 40er Jahre. Der ist jeden Tag durch den Hof gegangen und hat ‚Tsching-Krach-Bum-Goethehof!‘ gerufen und den Spazierstock hochgehoben. Der dürfte durch Kriegserlebnisse traumatisiert gewesen sein. Ja, und dem Eiswagen sind wir auch noch nachgerannt – wir haben schon gewusst, wann er mit dem Blockeis kommt. Das Eis ist im Winter aus dem Kaiserwasser ausgeschnitten und mit dem Pferdewagen transportiert worden. Und wir sind natürlich dem Wagen dann immer nachgelaufen. Die Leute haben so kleine Kisten, die ‚Eiskästen‘, gehabt. Die waren mit Blech ausgekleidet und da war so ein kleiner Hahn dran. Beim Hahn konnte man aufdrehen und das geschmolzene Wasser ist rausgeronnen. Das war der Kühlschrank. Und da hat man sich die Blöcke geholt – und da sind welche auf die Erde gefallen. Wenn meine Mutter gewusst hätte, was ich alles gegessen habe. Sie war so heikel. Ja, und im Winter hat man dann den Balkon als Kühlschrank genutzt.

Welche Erinnerung haben Sie noch an den Alltag im Goethehof?

Mit einem Ofen haben wir geheizt. Mein Vater war Tischler und der hat das ganze Jahr im Reindl, wo sein Essen drinnen war, so kleine Holzabfälle aus der Firma mitgebracht. Das Geschirr hat er jeden Tag angefüllt und mit dem haben wir dann geheizt. Ich weiß, andere haben Holz dazugekauft, aber wir glaub' ich nicht. Mein Vater hat jeden Tag was mit heimgenommen. Zusammengegessen muss er alles haben, weil das Reindl immer voll war! Wir hatten nur einen Ofen für die Küche, die anderen Zimmer haben wir nicht geheizt.

Sie haben in der Wohnung mit Ihren Eltern gewohnt?

Ja, aber davor glaub' ich waren es schon acht Personen – die Familie meines Großvaters Havlik. Unsere Familie war eine der ersten im Goethehof, das ist sicher. Ein Wahnsinn: acht Personen auf die 60 Quadratmeter. Es war da auch noch kein Bad drinnen. Wasser und Gas waren auch schon eingeleitet. Ich hab's nur erlebt mit uns dreien – nicht so beengt wie bei meinen Großeltern. In der Wohnung im Goethehof hat meine Familie bis ins Jahr 2000 gewohnt.

Haben Sie auch das Tröpferlbad genutzt?

Ich bin im Hauptschulalter jede Woche einmal ins Tröpferlbad gegangen, davor hat mich die Mama immer im Lavoir gewaschen. Im Goethehof haben wir auch ein Tröpferlbad gehabt, das gab es glaub' ich sogar noch im 63er Jahr, als ich aus Australien zurückgekommen bin. Aber wie lange es in Betrieb war, kann ich leider nicht sagen. Wir nutzten fast nur das Brausebad. Geld

Einleitung

INTERVIEW MIT EDITHA VANICEK



Editha Vanicek in der Volksschule in Kaisermühlen 1950

haben wir auch nicht viel gehabt, so sind wir meist zu zweit gegangen. Während sich die eine ausgezogen hat, hat sich die andere schon geduscht. Wir haben auch die Zeit einhalten müssen – wir haben aber keine Uhr gehabt! Ich weiß gar nicht wie, aber wir sind immer fertig geworden. Das Wannenbad haben wir kaum genutzt, das war ja teurer. Hin und wieder sind wir auch einzeln gegangen, aber meistens waren wir zu zweit. Im Sommer bist eh schwimmen gewesen im Kaiserwasser – wir haben damals Mondscheinlacke gesagt.

Wie war die Infrastruktur damals? Welche Geschäfte gab es in der Umgebung?

Ja, da war der Konsum. Ich kann mich natürlich besser erinnern an den Konsum, der im Goethehof war, der ‚Usia-Konsum‘ war schon auf der Schüttaustraße weiter unten. Schwarz gestrichen und geölt war der Parkettboden im Konsum, daran kann ich mich noch erinnern. ‚Schaumhäferl‘ hast dort gekriegt, naja, einmal in der Woche an einem Samstag ist es sich vielleicht ausgegangen: Ein Becher aus Waffeln mit Schaum drinnen und oben Schokolade drauf. Den Senf konnte man offen kaufen. Einen Spritzer Senf um ein paar Groschen auf ein Papier. Außerdem hat es ja um 10 Groschen ein Stollwerk gegeben, das war was für uns.

Einleitung

INTERVIEW MIT EDITHA VANICEK

Da fällt mir noch was ein: einmal haben wir – meine Freundin und ich – Halbliter-Pfandgläser von ihrer Mutter zurückgetragen und uns Schaumhäferl gekauft. Dann war uns schlecht. Eigentlich waren diese Gläser von ihrer Mutter für eingelegte Tomaten vorgesehen, aber ...

Dann haben wir beide selber Windbäckerei gemacht, das war auch eine Katastrophe! Ihre Mutter hat einen Nusschnaps gehabt, da hat die Renate gesagt: ‚weißt was, den Nusschnaps, den wer’ ma trinken!‘ Schlecht war uns! Deshalb war ihre Mutter nicht nur sauer, weil wir den Flascheneinsatz in Schaumhäferl umgesetzt haben.

Ich kann mich auch noch an den Pferdefleischhauer Rohacek in der Schiffmühlenstraße erinnern, der hat einen guten Leberkäse gehabt. Gulasch wurde aus Pferdefleisch gemacht, der hat gute Ware gehabt. Die Kantwurst von ihm, die hat meine Freundin so gern gegessen, und der Leberkäse war der beste Leberkäse von ganz Kaisermühlen.

Was gab es sonst noch rund um den Goethehof?

Beim Gasthaus und in der Au war es sehr schön, weil alles ganz wüst war. Das war sehr interessant für uns Kinder, da gab es sogar Eisvögel. Hinterm Goethehof war das sogenannte Franz-Josefs-Land. Wenn wir zur Wagramerstraße auf der Höhe der Reichsbrücke gegangen sind, haben wir gesagt: wir gehen aufs Straßl! Das wird heute überhaupt nicht mehr gesagt. Der ‚Mondschein‘ war das Gasthaus Swoboda, da hat mich mein Vater am Sonntag hingeschickt. Da hast du Bier im offenen Krug geholt. Ich hab’ dann den Schaum abgeschleckt, bis ich zu Hause war. Der Sohn vom Swoboda hat bei der Austria Fußball gespielt, so wie viele andere Kaisermühlner, wie zum Beispiel der Kreuz Willi oder die Sara Buben auch.

Vis-à-vis vom Goethehof waren ja Gärten und da war so ein Hexenmeister. Ich glaub’, dass es ein Kräuterdoktor war. Wir waren immer neugierig, wir haben immer geschaut, ob wir ihn sehen. Zum Muttertag haben wir im Bretteldorf Blumen organisiert. Dort, wo heute der Donauturm steht, war eine große Mistg’stätt’n. Dort waren die Gärten, wo wir die Blumen geholt haben. Einmal ist ein Mann raus gekommen und ist uns mit dem Rad nachgefahren. Wir waren nicht blöd, sind barfuß durch die ganzen Glasscherben gerannt, durchgeflicht durch die große Müllablageung. Wir haben gewusst, der fährt uns mit dem Rad sicher nicht nach – so sind wir davongekommen. Nur Blumen haben wir nicht gehabt. Und heute steht auf dieser Mülldeponie das Vienna International Centre, die UNO-City. 1964 ist die WIG, die Wiener Internationale Gartenschau, eröffnet worden. Da war damals so eine Seilbahn mit Gondeln und mit der bin ich auch gefahren. In dem Jahr ist mein Sohn auf die Welt gekommen – deshalb erinnere ich mich sehr gut an das Jahr.

Erinnern Sie sich an das Jahr 1954, als Kaisermühlen zur Donaustadt kam?

Ja freilich. Zuerst gehörten wir zum 21., danach zum 22. Bezirk. Anfangs haben wir gemurrt, weil wir schon zum dritten Mal umgetauft worden sind. Dann waren wir aber schon stolz. Zudem waren wir die schönsten Mädchen von Wien – wir waren die schönsten Mädchen von der

Einleitung

INTERVIEW MIT EDITHA VANICEK

Glasscherbeninsel! Ja, zu Kaisermühlen sagte man Glasscherbeninsel. Vom zweiten und vom 20. Bezirk sind die Leute zu uns zum Baden gekommen. Wir sind schwimmen gewesen, haben Radio gehört und wir haben Bikinis getragen! Oh, das war was! Das war das erste Mal, dass sich die Mädeln getraut haben, das draußen zu tragen. Da sind die Burschen schauen gekommen ins Gänsehäufel. Ich kann mich erinnern, wir sind rüber getaucht, um keinen Eintritt zu zahlen. Wir sind von der Gänsehäufelbrücke runtergesprungen, zu mir hat man nur sagen müssen: ‚Feig!‘ – und schon bin ich gesprungen. Aber dann mit 14,15 Jahren bin ich nicht mehr rüber geschwommen, da hab’ ich mir hin und wieder ein Kästchen genommen. Im Winter sind wir hinten aus dem Goethehof rausgegangen und waren bei der Alten Donau. Na das war super, da sind wir auf der Alten Donau Eis gelaufen. So haben wir uns den Eintritt für den Eislaufverein gespart.

Was haben Sie in Ihrer Freizeit gemacht?

Meine Mutti war beim Sokol [Anm.: tschech. Falke, Turnverein der Wiener Tschechen], die hat dort geturnt. Ein Onkel war Mitglied im Ruderklub, der war ein Ruderer. Die hatten sogar eigene Vereinsleibchen mit roten Kästchen drauf. Ich weiß noch, dass ich einmal ein solches Leiberl vom Onkel bekommen und es getragen habe. Sport war schon wichtig. Von meinem Vater gibt es ein Kinderfoto, wie er mit meinem Onkel am Rad sitzt. Die Leute waren ja auch in Arbeiter-radvereinen organisiert.

Mir fällt zur Freizeitgestaltung noch ein, dass wir in der Au hinterm Hof die Fische raus geholt haben. Es gab eine Menge Fische – die hast mit selbergemachtem Fischerzeug gefangen. In einen Stoppel haben wir eine Hendlfeder eingesteckt, 10 Meter Schnur gekauft und um 70 Groschen einen Angelhaken und dann bist fischen gegangen. Ich mein’, was hast du erwischt? So ein paar Rotfedern, Sonnenbarsch und sowas. Meine Mutti hat sie mir gesalzen, gewendet und rausgebraten – das war meine Lieblingspeise.

Viele Leute waren ja auch in Musikvereinen, wie dem Mandolinen-Orchester und dem Gesangsverein.

Ich war total unmusikalisch! Wie einmal der Schulinspektor gekommen ist, hat mir die Lehrerin verboten zu singen, weil ich gebrummt hab’. Ich war so beleidigt, ich hab’ so gern gesungen und ich nehme an, dass ich sehr laut gesungen hab’ und falsch. In der Schule hab’ ich nie wieder gesungen, deswegen habe ich auch eine schlechte Note in Musik bekommen. Ich war so beleidigt – aus war es! Zu Hause hab’ ich noch gesungen, da hat es mir keiner verboten.

Haben die Leute aus dem Goethehof auch Gärten gepachtet und selbst Obst und Gemüse angebaut?

Von den Kaisermühlern auf jeden Fall. Sogar meine Verwandten aus dem Goethehof hatten einen Garten hinterm Polizeisteg. Der ist noch immer im Familienbesitz. An Gemeinschaftsgärten erinnere ich mich nicht, aber mein Vater hatte einen Pachtgrund mit einem Marillenbaum. Wir haben so gute Marillen gehabt, die wir auch verkauft haben. Vom Verkaufserlös haben wir die

Einleitung

INTERVIEW MIT EDITHA VANICEK



Bild oben: Arbeiterradfahrverein Kaisermühlen 1925

Bild links: Der Vater von Editha Vanicek, Johann Havlik, als Kind mit ihrem Onkel am 1. Mai in den 10er Jahren

Pacht für ein ganzes Jahr bezahlt. Meine Mutter hat für uns Marillenmarmelade eingekocht. Mein Vater hat jede Marille einzeln angeschaut – er wollte halt den Leuten die schönsten geben. Nachgefragt wurde schon nach unseren Marillen, da waren sie noch nicht mal reif.

Wie war die Beziehung zu den NachbarInnen?

Wir haben uns gegenseitig ausgeholfen. Ich hab’ manchmal ein Ei ausgeborgt oder bin für die Nachbarn in den Konsum gegangen. Man hat gegrüßt, man hat ‚Bitte – Danke‘ gesagt und man hat ihnen auch geholfen, wenn man gesehen hat, dass sie sich schwertun mit der Tasche. In der Straßenbahn ist man auch für ältere Leute aufgestanden, das war gang und gäbe.

Waren Ihre Verwandten politisch organisiert?

Mein Großvater war im Kaisermühlner-Schutzbund und ich weiß, dass mein Großvater und der Großvater meines Gatten Gründungsmitglieder der Partei waren – obwohl der eine im Bretteldorf und der andere im Goethehof gewohnt hat. Am 1. Mai haben sie immer demonstriert!

Meine Mutter war Kommunistin und mein Vater war Sozialist. So hat es zu Hause oft politische Diskussionen gegeben. Die ‚Volksstimme‘ hat sie nur am Wochenende gelesen, da wir uns die sonst nicht leisten konnten. Im Goethehof gibt es ja zwei Sektionen der SPÖ und ein Lokal der KPÖ.

Einleitung

INTERVIEW MIT EDITHA VANICEK

Fahne zum Beflaggen der Fenster am 1. Mai



Die Mutter von Editha Vanicek beim 1. Mai-Aufmarsch der KPÖ in den 50er Jahren (dritte von links).

Wir haben ein Zimmer und zwei Kabinette bewohnt. Aus einem Kabinettfenster wollte meine Mutti die kommunistische Fahne raushängen lassen, das hat der Vater aber nicht erlaubt. Der Goethehof war zum 1. Mai mehrheitlich mit der roten Fahne, mit den drei Pfeilen, beflaggt. Der Hof war beflaggt, das kann man sich gar nicht vorstellen. Also wie gesagt, bei uns waren lauter sozialistische Fahnen. Der Goethehof war rot, da hat es fast keinen gegeben, der keine Fahne am Fenster hatte. Das war ja sehr wichtig, dass man die kleinen Fahnen in den beiden Halterungen am Fenster steckte.

Von Jahr zu Jahr sind es dann weniger geworden, nur noch die alten Sozialisten hatten eine Fahne draußen. In meiner Erinnerung war der Goethehof ein Fahnenmeer. Die Bewohner des Hofes waren ja hauptsächlich Sozialisten, beim Mai-Aufmarsch sind wir mitgegangen – meine Mutter ist mit den Kommunisten gegangen. Wir sind vom Goethehof über die Reichsbrücke gegangen. Da sind dann die anderen Sektionen dazu gestoßen. Aus Stadlau sind die Arbeiter von Waagner-Biro mit schön geschmücktem Auto gekommen und wir sind dann gemeinsam zum Rathaus gezogen. Also für uns war der Mai-Aufmarsch schon was zum Schauen.

Einleitung

INTERVIEW MIT EDITHA VANICEK



Bild links: Der Großvater von Editha Vanicek, Johann Havlik, nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Sibirien nach dem Ersten Weltkrieg
Bild mitte: SPÖ-Parteibuch vom Vater von Frau Vanicek mit geklebten Marken
Bild rechts: Widerstandskämpfer Bohumil Nepozitek, der Onkel von Editha Vanicek

Der Kassier mit den Marken ist einmal im Monat gekommen – denn wir haben das sozialistische Bücherl gehabt. Mein Großvater war ja Gründungsmitglied der Partei in Kaisermühlen. Die Arbeiterzeitung haben wir natürlich gelesen, das ist eh logisch.

Gab es viele religiöse BewohnerInnen?

Katholische hat es weniger gegeben. Naja, ich bin jede Woche beichten gegangen, nur leider hab' ich es nicht bis Sonntag ausgehalten ohne Sünden, weil da hab' ich zum Beispiel zu meiner Freundin: „Du bist ja deppert“, gesagt oder sonst irgendwas. Das war ja schon wieder eine Sünde. So bin ich am Samstag beichten gegangen und am Sonntag zur Messe. Mein Vater war Atheist.

Wie haben Sie den Krieg erlebt?

Der Goethehof war ein richtiger Arbeiterbau, würde ich sagen. Ich glaub nicht, dass politisch andersdenkende Menschen da gewohnt haben.

Der Bruder meiner Mutter war Widerstandskämpfer, über den haben wir lange überhaupt nicht geredet. Ich habe das erst später erfahren, dass er im Untergrund war. Da haben sie Flugblätter

Einleitung

INTERVIEW MIT EDITHA VANICEK

gedruckt, er ist verraten worden und ins KZ gekommen. Und zu Weihnachten hat die Großmutter ein blutiges Hemd mit Einschusslöchern gekriegt. Die Nazis haben meinen Onkel Bohumil Nepozitek am 17.12.1942 in Mauthausen erschossen.

Meine Mutter hat auch Schreckliches gesehen und erlebt. In der Karajangasse im 20. Bezirk haben Juden die Straße ausgerieben [Anm.: ‚Reibepartie‘]. Da hat sie einen ihrer Freunde gesehen, einen jüdischen Buben, der abgeholt wurde. Meine Mutter ist dann 14 Tage krank geworden.

Welche Erinnerungen haben Sie an die russischen Soldaten bzw. an die Zeit nach 1945?

Nach dem Krieg waren wir in der russischen Zone. Ich war so zwischen dreieinhalb und vier Jahre alt, als die Russen bei uns im Goethehof einen Lastwagen voll Gurken abgeladen haben. Da bin ich gerannt mit meiner kleinen Tasche. Ich hab überall angeläutet, ‚die ich gekannt hab‘, ‚die lieben Russen san da!‘, an das kann ich mich noch so gut erinnern, ‚holt’s euch Gurken, die ham uns Gurken bracht, die lieben Russen!‘

Die waren ja sehr kinderfreundlich, die haben mich in die Höhe gehoben. Die Russen haben mir auch ein schönes Gitterbett geschenkt. Die haben mich gerne gehabt und haben mit mir geredet, das war ganz lieb. Aber meine Großeltern haben meine Mutter und ihre Schwester versteckt – sie waren zwei sehr hübsche Frauen. Mein Großvater sprach tschechisch und hat vielleicht sogar russisch verstanden, ich weiß es nicht. Er war Schulwart in der tschechischen Schule. 1946 bin ich nach Tschechien gefahren. Meine Mutter hat mich zu ihrem Bruder geschickt, weil dort gab es Schokolade, Butter und Milch – bei uns nur wurmige Erbsen. Zuerst hab’ ich kein Wort Tschechisch können – als ich zurückkam, kein Wort Deutsch. Im Jänner 1949 bin ich wegen der Schule wieder zu meinen Eltern nach Wien zurückgekommen.

Wie war das Ende der Besatzungszeit für Sie?

Nach 1955 gab es eine Aufbruchsstimmung. ‚Österreich ist frei!‘ – das war eine wirklich schöne Stimmung. Wir waren jung und viel unterwegs mit den Freunden und ihren Schlurfraketen [Anm.: Mopeds].

Und neugierig auf die Welt war ich, so bin ich im Dezember 1960 für zwei Jahre nach Melbourne, Australien, ausgewandert. Dort habe ich sogar Kaisermühlner getroffen – die waren vielleicht ein bisserl älter und schon zwei, drei Jahre dort. Um mit meinem Mann nach Australien zu gehen, musste ich auch noch zum Gericht, um die Entlassung aus der väterlichen Obhut anzusuchen.

Einleitung

INTERVIEW MIT EDITHA VANICEK



Freunde von Editha Vanicek mit ihren Schlurfraketen in den 1950er Jahren



Bild oben: Editha Vanicek um 1960

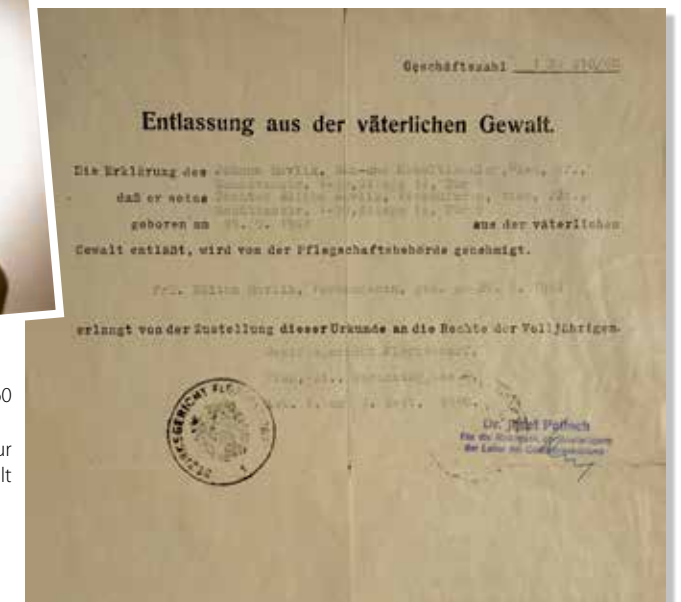


Bild rechts: Gerichtlicher Bescheid zur Entlassung aus der väterlichen Gewalt

11.11.1929

ZIVILARCHITEKT BAVNAJUNGHVGOMAYFRÖ



Ausschnitt aus dem Bauplan von 1929

Der Goethehof in der Weissau

Zwischen Bretteldorf, Schrebergärten und Kaiserwasser

1927 erwirbt die Gemeinde Wien in Kaisermühlen – das damals zum zweiten Wiener Gemeindebezirk gehörte – von der Familie Weiss jenes Grundstück in den Donauauen, das bis heute „Weissau“ genannt wird.

Der Goethehof in der Weissau

ZWISCHEN BRETTELDORF, SCHREBERGÄRTEN UND KAISERWASSER



Das Foto aus den 20er Jahren zeigt das Gelände in der Weissau, auf dem später der Goethehof errichtet wurde.

Bild oben: Aufschrift am Haupteingang
Bild unten rechts: Ausschnitt aus dem Bauplan von 1929

Zwischen der Schüttaustraße und dem Kaiserwasser sollte eine der größten und schönsten Volkswohnanlagen der damaligen Zeit entstehen. Mit der Errichtung des Baus fanden auch viele Söhne der in Kaisermühlen oder im „Bretteldorf“ wohnenden Familien Arbeit.

Erbaut wurde die Anlage von 1929 bis 1930 nach Plänen von Hugo Mayer, Rudolf Fraß, Viktor Mittag, Karl Hauschka, Heinrich Schopper, Alfred Chalousch und Johann Rothmüller.

Moderne Architektur, moderne Bauweise

Die Architektur des Baus ist nicht gänzlich symmetrisch: So entstand im nordwestlichen Hof ein freistehender Kindergarten, während im südöstlichen Hof zusätzlich eine Stiegenzeile eingebaut wurde. Im Inneren der Anlage verläuft eine Promenadenstraße entlang der hofseitigen Stiegen. Der Goethehof ist in drei Höfe unterteilt, mit 50 Stiegen und verfügte über insgesamt 727 Wohnungen [Anm.: heute gibt es 668 in der Anlage]. Jede Wohnung war mit Toilette, Wasseranschluss sowie einer Küche mit Herd und Abwasch ausgestattet. Zudem erhielten die MieterInnen jeweils ein Dachbodenabteil und ein Kellerabteil. Außerdem verfügte jede Stiege über eine Waschküche sowie Trockenböden unter dem Dach.

Der Goethehof in der Weissau

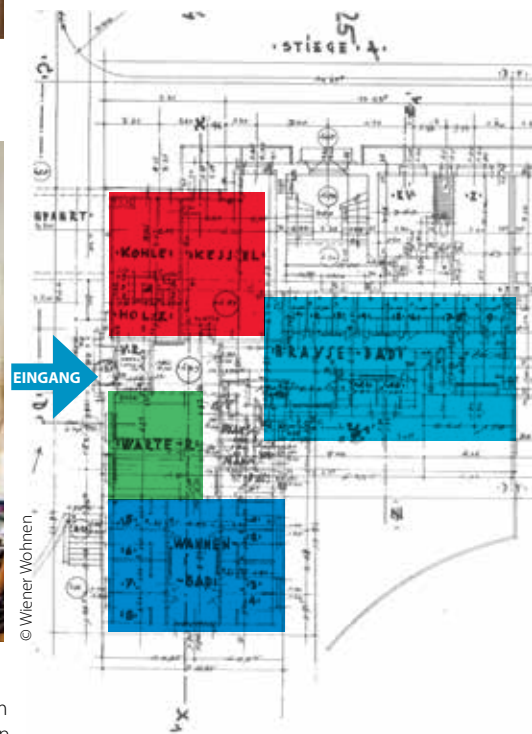
ZWISCHEN BRETTELDORF, SCHREBERGÄRTEN UND KAISERWASSER



Bild oben links: Luftbild um 1932
Bild oben rechts: Blick von Westen auf den Goethehof in den 40er Jahren mit Schrebergärten
Bild links: Orientierungstafel im Durchgang beim Haupteingang
Bild unten rechts: Plan des „Tröpferlbad“ von 1929: Erkennbar (blau) sind acht Kabinen mit Wannen und elf Kabinen mit Brausen, Heizanlage (rot) und Warteraum (grün)



Links: der Eingang zum ehemaligen „Tröpferlbad“ – heute „Evangelisches Gemeindezentrum A.B.“. In der Mitte: der bis heute erhaltene Aufsichtsraum beim Eingang zum Bad. Auch die Zugangstüren zum Bad sind noch erhalten.



Der Goethehof in der Weissau

ZWISCHEN BRETTELDORF, SCHREBERGÄRTEN UND KAISERWASSER

Da in den Wohnungen damals weder Duschen noch Badewannen eingebaut waren, planten die Architekten in die Wohnhausanlage zusätzlich ein sogenanntes „Tröpferbad“ ein. Dieses bestand aus einem Wannen- und einem Brausebad. Heute befindet sich im ehemaligen Tröpferbad das „Evangelische Gemeindezentrum A.B.“. Darin sind noch einige Überreste des ehemaligen Bades erhalten.

Vom Café bis zur Tuberkulosefürsorge – beste Infrastruktur rund um den Goethehof

Auch waren zahlreiche Nahversorger in der Wohnhausanlage angesiedelt. So gab es in der Schüttaustraße, neben dem Eingang in den nordwestlichen Flügel des Goethehofes, einen Milchgreißler. Zudem verfügte der Goethehof über eine Konsum-Filiale, einen Friseursalon sowie eine Tabak-Trafik. Des Weiteren gab es in der Anlage Schuster, Schneider, Tischler und – wie bis heute – einige Arztpraxen.

Links vom Haupttor befand sich ursprünglich das Lokal der Kinderfreunde. In weiterer Folge fand hier das Café Goethehof seinen Platz. Dieses wurde jedoch im Zuge der Februarkämpfe



Bild links: Milchgeschäft. Bild rechts: Konsum-Filiale, Friseursalon und eine Tabak-Trafik.



Foto links: Café Goethehof (heute sind hier die Kinderfreunde untergebracht)
Foto rechts: Lokal des Vereins Pflegehospiz Kaisermühlen. Hier befand sich früher der Konsum.

Der Goethehof in der Weissau

ZWISCHEN BRETTELDORF, SCHREBERGÄRTEN UND KAISERWASSER

1934 zerstört. Mittlerweile haben die Kinderfreunde die ursprünglichen Räumlichkeiten wieder bezogen. Den Standort der ehemaligen Konsumgenossenschaft nimmt heute der Verein Pflegehospiz Kaisermühlen ein.

Da es während und nach dem Ersten Weltkrieg wieder zu einer Verbreitung der Tuberkulose kam, richtete die Stadt Wien Tuberkulosefürsorgestellen ein. Einer dieser Standorte befand sich im Goethehof. Die Räumlichkeiten wurden in weiterer Folge als Polizeidienststelle genutzt. Heute hat die KPÖ hier ein Partei-Lokal und betreibt die Kulturinitiative „Kaisermühlner Werk!“.

Im südöstlichen Flügel des Goethehofes befand sich ursprünglich eine Bücherei. Dort konnten sich die BewohnerInnen um einen geringen Betrag Bücher ausborgen. Auch heute ist die Nutzung der Räume dieselbe: denn eine Filiale der Wiener Städtischen Bücherei hat hier ihren Standort. Auf Stiege 43 befand sich das Lokal der Sozialisten. Während des Kriegs war hier auch ein Hospiz bzw. ein Notspital zu finden. Heute entsteht hier eine neue Waschküche. Das SPÖ-Sektionslokal



Die Tuberkulosefürsorgestelle der Stadt Wien in der Schüttaustraße.



KPÖ-Lokal mit der Kulturinitiative „Kaisermühlner Werk!“.

Der Goethehof in der Weissau

ZWISCHEN BRETTELDORF, SCHREBERGÄRTEN UND KAISERWASSER



Städtische Bücherei



Jugendhort auf Stiege 9



v.l.n.r.: „Rattenfänger von Hameln“, Figur über dem Haupttor, Bronzenes Halbrelied „Ewige Ernte“, Gedenktafel von Bildhauer und Maler Franz Pixner

beherbergt heute Stiege 9 – ursprünglich ein Jugendhort. Hier trifft sich auch jetzt noch der Pensionistenklub. Unter den BesucherInnen befinden sich einige, die früher in eben diesen Räumlichkeiten den Hort besuchten.

Kunst im Goethehof

Im und am Goethehof brachten die Erbauer auch zahlreiche Kunstwerke an. Zwischen 1931 und 1933 fanden drei Figuren des Bildhauers Carl Wollek ihren Platz an der Fassade über dem Haupttor. Sie stellen zwei Musiker und eine Tänzerin dar. Ebenfalls aus dieser Zeit stammt die Skulptur des „Rattenfängers von Hameln“ von Hans Vohburger, im Hof hinter dem freistehenden Kindergarten. An der Nordwestseite ist zudem das bronzene Halbrelied „Ewige Ernte“ des österreichischen Bildhauers, Malers, Medailleurs und Grafikers Josef Humplik mit einem Text von Walther von der Vogelweide zu sehen.

Am südöstlichen Flügel des Goethehofes befindet sich eine Sonnenuhr aus farbig glasierten Keramikacheln auf der Außenfassade. Dies ist das Kunstwerk von Alfred Chalusch und Oskar Thiede.

Zum Gedenken der bei der Verteidigung des Goethehofes im Februar 1934 Gefallenen wurde 1984 eine Gedenktafel des Bildhauers und Malers Franz Pixner an der Fassade des Goethehofes angebracht.



Sonnenuhr mit Beschreibung von Alfred Chalusch und Oskar Thiede an der Außenfassade des Goethehofes

Der Goethehof in der Weissau

DER (FAST) VERGESSENE VORZEIGE-KINDERGARTEN DES ROTEN WIENS

Der (fast) vergessene Vorzeige-Kindergarten des Roten Wiens

Nur wenige BewohnerInnen erinnern sich noch daran, dass der freistehende Kindergarten des Goethehofes einst der Vorzeige-Kindergarten des Roten Wiens war. Dies ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass in der Zeit des Faschismus und Nationalsozialismus in Österreich bzw. Deutschland sowohl die Bauhaus-Architektur als auch die Montessori-Prinzipien abgelehnt wurden und deren AnhängerInnen emigrieren mussten oder deportiert wurden.

Nachdem Baurat Ingenieur Hugo Mayer, der für den Bauplan des Goethehofes verantwortlich war und den ursprünglichen Plan vom Kindergarten entworfen hatte, im Mai 1930 verstorben war, wurde das Wiener Architekturbüro Singer & Dicker (1926-1931) mit der Fertigstellung des Kindergartens beauftragt.



Frontansicht des freistehenden Kindergartens im Goethehof

Franz Singer (1896-1954) und Friedl (Fredericke) Dicker (1898-1944) haben das Atelier geleitet. Sie hatten sich 1918 als Schüler von Johannes Itten (1888-1967) in Wien kennengelernt und waren ihm 1919 an die Bauhausschule in Weimar gefolgt. Während sich Franz Singer, Kopf des Ateliers, mit der Raumnutzung und den Möbeln beschäftigte, standen für Friedl Dicker die Farbkombinationen und Materialien zur Raumgestaltung im Vordergrund.

Der Goethehof in der Weissau

DER (FAST) VERGESSENE VORZEIGE-KINDERGARTEN DES ROTEN WIENS

Um den von Hugo Mayer (er hat höchstwahrscheinlich selbst an Kursen von Maria Montessori in London teilgenommen) freistehend errichteten Bau als Montessori-Kindergarten gestalten zu können, ließ sich Franz Singer konsequent von der späteren Leiterin des Kindergartens, Hedy Schwarz, in die Montessori-Pädagogik und die verschiedenen Abläufe einführen. Den Forderungen von Maria Montessori nach einem Zusammenwirken von Pädagogik, Psychologie und Architektur sollten in der Umsetzung des Ateliers Singer & Dicker sowohl bei der Innenraum- als auch bei der Möbielgestaltung insgesamt Rechnung getragen werden:

- große, klar gegliederte Räume, die zur Hälfte unbestellt bleiben
- Einrichtungsgegenstände, die an Kraft und Größe der Kinder angepasst sind
- Verwendung einer begrenzten Anzahl an Materialien

Franz Singer ging in seiner Konzeption aber noch weiter. Ihm war es wichtig, dass die vorhandenen Räumlichkeiten auf beiden Stockwerken möglichst gut ausgenutzt wurden. Das heißt, dass



Lageplan des Ateliers Singer & Dicker vom Städtischen Kindergarten im Goethehof

Der Goethehof in der Weissau

DER (FAST) VERGESSENE VORZEIGE-KINDERGARTEN DES ROTEN WIENS



Klapptisch und stapelbare Klappsessel in der Liegehalle im Erdgeschoß

Garderobe bzw. Liegehalle im Erdgeschoß in zwei verschiedenen Zuständen

ein und derselbe Raum für verschiedene Tätigkeiten im Tagesablauf der Kinder verwendet werden konnte. Zudem war geplant, dass der Kindergarten von Kindern unterschiedlicher Altersstufen besucht werden kann.

Daher musste das Mobiliar so konzipiert werden, dass es leicht verschieb- und verstaubar war. Es wurden Möbel entworfen, die zusammenklapp-, stapel- und ineinander schachtelbar sind oder in verschiedenen Positionen unterschiedliche Zwecke erfüllen. Sie wurden im Rahmen eines Sozialprojekts von Jugendlichen aus der Erziehungsanstalt in Eggenburg hergestellt.

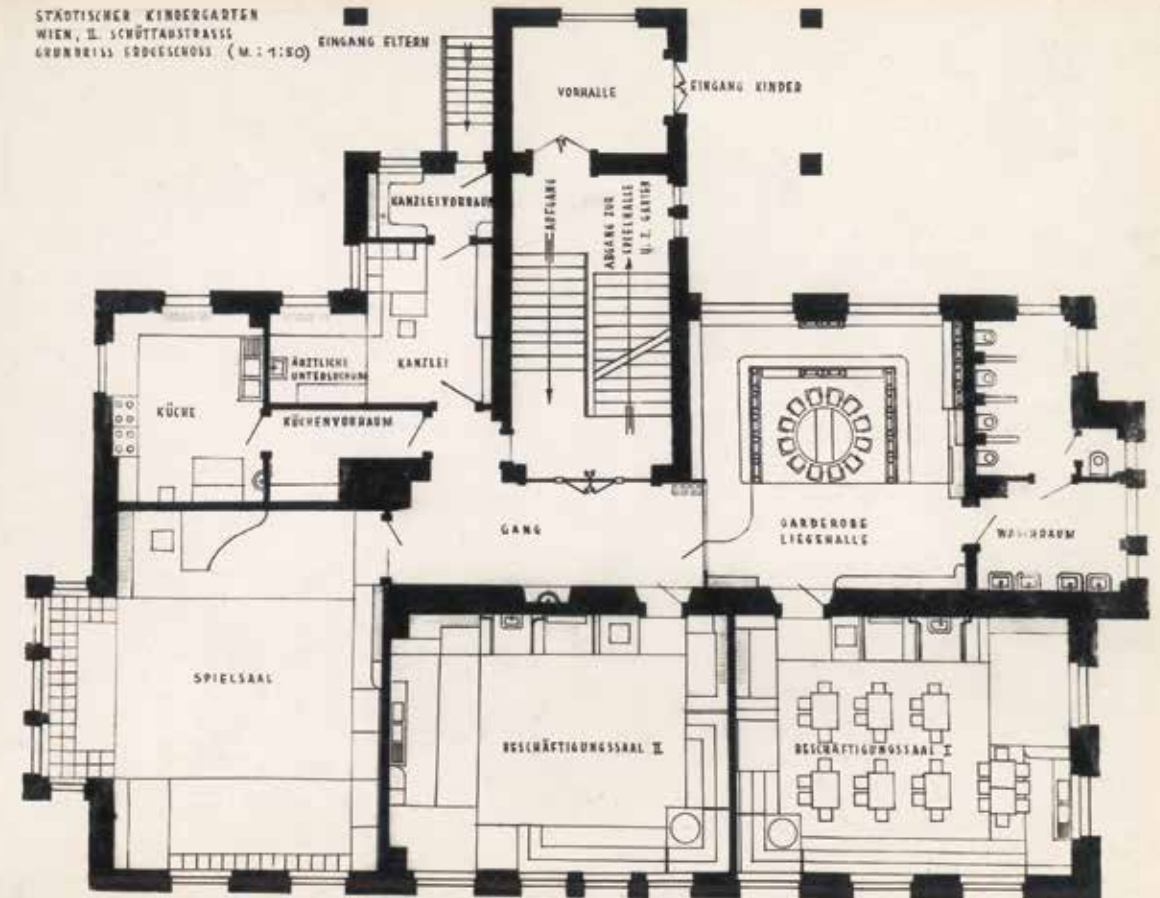
Matten wurden einerseits zur Abgrenzung der Sitzbereiche verwendet, andererseits dienten sie zum Ausruhen. Tisch und Sessel konnten zusammengeklappt zur Seite gestellt werden.

Zur Orientierung der Kinder wurden jene Bereiche des Kindergartens, die verschiedenen Tätigkeiten zugeordnet waren, in unterschiedlichen Farben gestaltet. Zudem gab es am Boden ein Farbleitsystem, das zu den Räumen führte. Da auch das Mobiliar und die Decken in Farbe waren, vermittelte der Kindergarten – wie von der offiziellen Eröffnung des Goethehofes berichtet wurde – einen sehr bunten Eindruck. Die Entwürfe des Ateliers Singer & Dicker zeigen die farblich gestalteten Bereiche und Möbel – Farbfotos aus dieser Zeit gibt es nicht.

Selbst die Haken für die Arbeitskittel und die Halterungen für Zahnbürsten und Becher waren bis ins kleinste Detail durchdacht und gestaltet.

Der Goethehof in der Weissau

DER (FAST) VERGESSENE VORZEIGE-KINDERGARTEN DES ROTEN WIENS

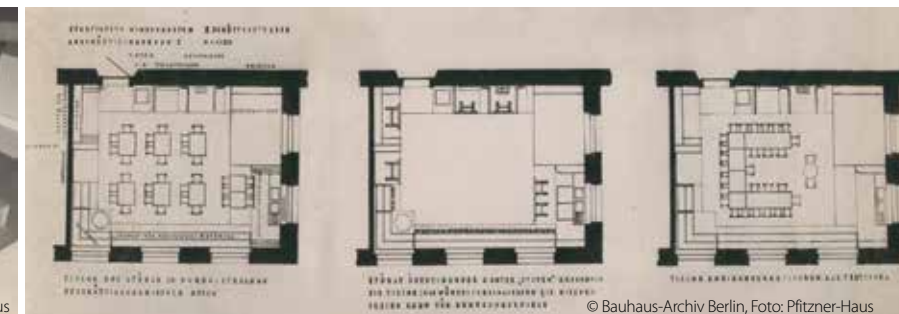


© Bauhaus-Archiv Berlin, Foto: Pfitzner-Haus

oben: Grundrissplan vom Erdgeschoß, unten links: Ineinander schachtelbare Sitzwürfel im Spielsaal
unten rechts: Der Beschäftigungssaal im Erdgeschoß bei verschiedenen Anordnungen des Mobiliars



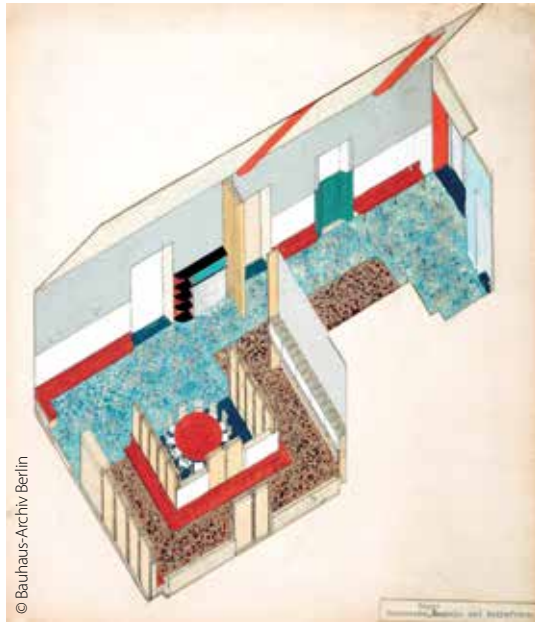
© Bauhaus-Archiv Berlin, Foto: Pfitzner-Haus



© Bauhaus-Archiv Berlin, Foto: Pfitzner-Haus

Der Goethehof in der Weissau

DER (FAST) VERGESSENE VORZEIGE-KINDERGARTEN DES ROTEN WIENS



Garderobe, Sammel- und Schlafräum im Erdgeschoss. Hier ist das farblich gestaltete Leitsystem erkennbar

Weitere Besonderheiten des Kindergartens waren die getrennten Eingänge für Eltern und Kinder, die vorgeschriebenen ärztlichen Untersuchungen (wofür ein eigens eingerichteter Raum vorgesehen war), das Vorhandensein eines Wasserbassins, eines Sandplatzes und eines Gartenteiles, der von den Kindern bepflanzt und gepflegt werden konnte sowie Turngeräte und Kleintierställe.

Der von Franz Singer und Friedl Dicker (als Kunstpädagogin hielt sie selbst auch Kurse für Kindergärtnerinnen der Stadt Wien ab) entworfene Kindergarten muss als ein Versuch betrachtet werden, moderne zweckorientierte Innenarchitektur mit einer pädagogisch-psychologisch ausgerichteten Innenraumgestaltung zu kombinieren – und dies zum Wohle der Erziehung von Kindern aus ärmeren Schichten. Denn offenbar betrachtete Franz Singer sein Projekt nach der Fertigstellung des Kindergartens noch nicht als beendet. Er wollte über einen längeren Zeitraum die psychologische Wirkung von Architektur, Raum- und Mobiliargestaltung beobachten und weiter entwickeln.

So beschreibt er in einem Brief vom 13. August 1935 an die zu dieser Zeit in Moskau tätige Architektin Margarete Schütte-Lihotzky (1897-2000) – sie hat die berühmte „Frankfurter Küche“ entwickelt – seine Pläne wie folgt:

„[...] [Der Kindergarten] stellt, wie ich glaube, durch seine Einrichtung, ein neues und interessantes Experiment dar. Ich habe in einer längeren Zusammenarbeit mit der Leiterin des Kindergartens, Frau Hedi [sic!] Schwarz, zunächst versucht, die Tätigkeiten der Kinder in einem Kindergarten möglichst

Der Goethehof in der Weissau

DER (FAST) VERGESSENE VORZEIGE-KINDERGARTEN DES ROTEN WIENS



Fotografie vom Waschräum

präzise festzustellen. Es ergibt sich, dass gewisse Vorgänge sich immer wiederholen und dass es daher möglich sein muss [...] diesen gleichbleibenden Vorgängen entsprechende Raumteile zu bilden. Die ‚Nischen‘ der Beschäftigungsräume stellen das Resultat dieser Überlegung dar. Während das Charakteristische dieser ‚Nischen‘ die Anpassung an einen bestimmten, immer wiederkehrenden, aber gleichbleibenden Zweck ist, der eine Systemisierung ergeben müsste, erfordern andere Funktionen eine größtmögliche Variationsfähigkeit des Raumes, die sich ebenfalls räumlich ausdrückt. [...] Es wird der gleiche Raum für zeitlich auseinanderliegende Funktionen verschieden und daher sehr rationell verwendet. Es war gedacht, einige Jahre lang zu beobachten, wie die einzelnen Raumteile sich im Gebrauch bewähren und wie die praktische und psychische Wirkung der Formen, der Farben, der Materialien auf die Kinder ist. [...] Das Resultat dieser Beobachtung hätte eine Korrektur der selbstverständlich auftretenden Fehler eines ersten Versuchs ergeben sollen.

Geplant war also, aus den definierten Tätigkeiten und Vorgängen im Kindergarten, die für diese notwendigen Einrichtungsstücke (Möbel, etc.) zu finden, dann die für den Gebrauch dieser Gegenstände nötigen Raumteile; ferner sollten die so von Innen her entwickelten Raumteile den Maßen nach aneinander gepasst, d.h. in Beziehung gebracht, normiert werden, und zwar zusammen mit den sie umschließenden, baulichen Teilen (Wände, Decken, Böden); so dass ein System von normierten Bauelementen entstehen sollte [...] die serienweise, also billig, produziert, in verschiedenster Zusammensetzung und größter Anpassbarkeit an die jeweilige Umgebung, montiert werden könnten. Ich glaube, [...] dass architektonisch gesehen, die Frage des Kindergartens bloß ein spezielles, sehr deutliches Beispiel für den Weg ist, der ganz allgemein, der einzig gangbare für den rationalen Wohnungsbau im allgemeinsten Sinn ist.

Die Durchführung und Fortsetzung dieser Pläne wurde durch die Februarereignisse des vorigen Jahres unterbrochen [...]“ (Quelle: Bauhaus-Archiv Berlin)

Der Goethehof in der Weissau

DER (FAST) VERGESSENE VORZEIGE-KINDERGARTEN DES ROTEN WIENS

Es flossen also beim freistehenden Kindergarten im Goethehof mehrere fortschrittliche Ideen der damaligen Zeit zu einem einzigartigen Experiment zusammen: Eine Innenraumgestaltung nach den jüngst aufgekommenen Bauhaus-Prinzipien, kombiniert mit einem platzsparenden Umgang mit den vorhandenen Räumlichkeiten, ein zweckmäßiger Einsatz von Materialien, die Einbeziehung von Sozialprojekten bei der Umsetzung des Konzepts sowie die vom Leiter des öffentlichen Sozial- und Wohlfahrtswesens, Julius Tandler, geförderte und seit den 1920er Jahren an einigen Wiener Kindergärten erprobte Montessori-Pädagogik. Zwar gab es bereits einige von Privatinitiativen finanzierte und betriebene Kindergärten und Schulen in Wien, in denen die neu entwickelte Montessori-Pädagogik umgesetzt wurde, doch war im Goethehof der erste Montessori-Kindergarten, der von der Gemeinde Wien allein errichtet und betrieben wurde. Und dieser Kindergarten sollte – wie bereits andere Montessori-Kindergärten – gezielt der armen Bevölkerung zugute kommen, insbesondere den Kindern aus dem nahegelegenen Bretteldorf.

Der freistehende Kindergarten im Goethehof sollte zu einem Vorzeige-Kindergarten des Roten Wiens werden. Weltweit wurde in Fachzeitschriften über das Projekt berichtet. Dennoch wurde knapp zwei Jahre nach der offiziellen Eröffnung die Inneneinrichtung des Kindergartens infolge der Ereignisse vom Februar 1934 durch vandalisierende Austrofaschisten teilweise und 1938, auf Befehl der Regierung von den Nationalsozialisten, gänzlich zerstört bzw. verbrannt. Hedy Schwarz durfte dort nicht mehr als Kindergärtnerin arbeiten. Franz Singer hielt sich ab 1934 immer länger in London auf und löste 1938 das Atelier in Wien auf. Friedl Dicker wurde 1934 in Wien verhaftet und emigrierte nach ihrer Entlassung in die Tschechoslowakei, von dort wurde sie 1942 nach Theresienstadt deportiert. Hier setzte sie ihre Kunstpädagogik ein letztes Mal im Dienste der Kinder ein. Sie organisierte und leitete Zeichenkurse, in denen sie den Kindern die Möglichkeit gab, deren Ängste und Eindrücke im Ghetto in ihren Zeichnungen zum Ausdruck zu bringen. Unter den 4.000 aus Theresienstadt geretteten Kinderzeichnungen, die später in Ausstellungen um die Welt gereist sind, sollen allein 600 unter der Anleitung von Friedl Dicker entstanden sein. Die wenigen Überlebenden berichten, dass für sie diese Kurse der leuchtende Stern im Dunkel des Ghettos waren, dass sie während dieser Malstunden von Friedl Dicker alles vergessen und sich wie freie Menschen gefühlt haben: „Unter ihrer Gegenwart fügte sich alles zum Guten“. Im Oktober 1944 wurde Friedl Dicker in Auschwitz ermordet.

Das Einzige, das nach der Zerstörung 1938 die bunte innenarchitektonische Einrichtung des Ateliers Singer & Dicker dokumentiert, ist eine Waschbecken-Nische im Stiegenhaus des Kindergartens (diese grüne Nische ist auch in deren Farbenskizze auf Seite 40 zu erkennen).

Erst ab 1988 sollten wieder Montessori-Prinzipien in Wien gelehrt werden. Das Bauhaus-Archiv in Berlin besitzt eine Fotoserie aus dem Besitz von Franz Singer, welche die Aktivitäten der Kinder in diesem Wiener Städtischen Kindergarten des Goethehofes Anfang der 1930er Jahre sehr ausführlich dokumentiert. Auf diesen Bildern ist gut zu sehen, wie die Montessori-Pädagogik damals in der Praxis angewandt wurde.

Der Goethehof in der Weissau

DER (FAST) VERGESSENE VORZEIGE-KINDERGARTEN DES ROTEN WIENS



Grün geflieste Nische im Erdgeschoss: ein letztes Überbleibsel der bunten Innenarchitektur des Ateliers Singer & Dicker im Kindergarten

Der Goethehof in der Weissau

ERÖFFNUNG DES GOETHEHOFES



Musikkapelle der Arbeiterturner



© Archiv Herbert Exenberger

Das geschmückte Haupttor des Goethehofes am Eröffnungstag

Der Goethehof in der Weissau

ERÖFFNUNG DES GOETHEHOFES



Bürgermeister Karl Seitz während der Eröffnungsrede im Goethehof am 10. April 1932

Eröffnung des Goethehofes

Am Sonntagvormittag, dem 10. April 1932, eröffnete Bürgermeister Karl Seitz in Anwesenheit des deutschen Gesandten Dr. Kurt Rieth den Goethehof in feierlichem Ambiente. Im reich dekorierten Mittelhof, an der Rückseite des Haupttores, waren die Festgäste, die Nationalräte des Bezirks, sowie die Stadt-, Gemeinde- und Bezirksräte versammelt. Ein paar Stufen tiefer – an der Stelle des heutigen Parkplatzes – standen mehrere hundert BesucherInnen. Zur feierlichen Untermalung der Eröffnung spielte die Musikkapelle der „Arbeiterturner“. Wie die Arbeiterzeitung vom 11. April 1932 berichtete, war dies eine der schönsten Feiern ihrer Art.

© ANNO / ÖNB

Wiens schönstes Goethe-Denkmal

Die Eröffnung des Goethehofes in Raifersmühl - Der deutsche Gesandte bei der Eröffnungsfeier

Wo vor sechzig Jahren noch der unregulierte Donaustrom mit einem Gewirr von unzähligen Wasserarmen dahinflöß, wildreiche Donauauen bestanden und in einer kleinen Ansiedlung die Müller ihrem Faßwerk nachgahen, erhebt sich heute eine Räume vielen Millionen, nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen!...“ Heute stehen auf diesem Boden Wohnbauten, heute leben in diesem einzelnen Bau allein mehr als 700 Parteien, 1500 Kinder

Ausschnitt aus dem Artikel in der Arbeiterzeitung, dem Zentralorgan der Sozialdemokratie Deutschösterreichs, vom Montag, den 11. April 1932, Seite 2



Die Rückseite des Haupteinganges – wo Karl Seitz 1932 den Goethehof feierlich eröffnet hatte – kurz vor der Sanierung 2014.



Tafel „Zum Andenken an den großen deutschen Dichter Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832)“ am Haupteingang zum Goethehof

Der Goethehof in der Weissau

ERÖFFNUNG DES GOETHEHOFES



Bürgermeister Karl Seitz

Die Musikkapelle der „Arbeiterturner“ und Karl Seitz beim Auszug aus dem Goethehof

Zum Andenken an den hundertsten Todestag des deutschen Dichters Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832) erhielt das neu erbaute Gebäude im Jahr 1932 den Namen „Goethehof“. Karl Seitz zog in seiner Eröffnungsrede eine Parallele zwischen dem Bau des Goethehofes in der Schüttaustraße – im aufgeschütteten Auengebiet der Donau – und dem Dammbau in Goethes „Faust“, um dem Meer Land abzugewinnen: „Und wie hier, auf dem den Fluten abgerungenen Grund, so wollen wir in ganz Wien dafür sorgen, dass die Menschen in besseren Heimen, in gesunden Wohnungen einer schöneren Zukunft entgegengehen.“ (Aus: Das kleine Blatt vom 11. April 1932, Seite 2)

Wie die Wiener Zeitung vom 12. April 1932 berichtet, wohnten zu diesem Zeitpunkt bereits 1.681 Erwachsene und 1.512 Kinder im Goethehof – dies bei rund 700 Parteien.

Nach der Eröffnung folgte ein Rundgang durch einige Wohnungen, die Bibliothek, das Jugendheim und den Montessori-Kindergarten, der in der Arbeiterzeitung als einer der schönsten Kindergärten der Gemeinde Wien besonders gewürdigt wurde. Durch den Montessori-Kindergarten führte dessen damalige Leiterin Hedy Schwarz. Sie hatte zuvor den Architekten Franz Singer in die Montessori-Pädagogik eingeführt.

Der Goethehof in der Weissau

DER REPUBLIKANISCHE SCHUTZBUND

Der Republikanische Schutzbund

Ende der 20er Jahre gab es in Österreich zwei Lager: Die nach dem Ersten Weltkrieg aus paramilitärischen Gruppierungen, wie den Frontkämpfer- und Selbstschutzverbänden, entstandene Heimwehr wurde der Christlichsozialen Partei zugerechnet. Die Sozialdemokraten hingegen gründeten als Gegengewicht 1923 den uniformierten Republikanischen Schutzbund, der die demokratischen Errungenschaften der Ersten Republik verteidigen sollte.

Die Arbeiterbewegung will den Weg zum Sozialismus friedlich zurücklegen. Die Ordnerorganisation soll dazu beitragen, dass dieser Weg von den faschistischen Wegelagerern freigehalten wird – fasste etwa Schutzbundkommandant Julius Deutsch die Aufgaben der Organisation zusammen.



Werbeplakat des Republikanischen Schutzbundes

Der in Wien ansässigen Zentraleitung des Republikanischen Schutzbundes gehörten neben dem Gründer und Obmann, Julius Deutsch, der Offizier Alexander Eifler – der die Position des Stabchefs innehatte – als auch der spätere Wiener Bürgermeister und österreichische Bundespräsident Theodor Körner an.

Die Schüsse von Schattendorf

Bei einem Schutzbundaufmarsch 1927 im Burgenland wurden zwei Teilnehmer erschossen. Nach dem Begräbnis der beiden Opfer kam es in ganz Österreich zum Generalstreik. Die Todesschützen wurden ermittelt, aber vor Gericht freigesprochen. Aufgrund dieses Schattendorf-Urteils zog die aufgebrachte Arbeiterschaft vor den Justizpalast in Wien. Polizeipräsident Schober ließ die berittene Polizei mit blankem Säbel gegen die DemonstrantInnen vorgehen. Die Menge stürmte den Justizpalast und steckte diesen in Brand. Die Polizei schoss in die Menschenmenge, es gab 89 Tote und hunderte Verletzte. Dieses Ereignis, auch bekannt als Wiener Justizpalastbrand oder Juli-Revolution, legte den Grundstein zum Untergang der Ersten Republik.

Name		Mitglied von bis	
Januar			
Februar			
März			
April			
Mai			
Juni			
Juli			
August			
September			
Oktober			
November			

Titelleiste des Kaisermmühlner Schutzbundes aus den 30er Jahren



Kaisermühlner Schutzbündler

Auflösung des Schutzbundes und der österreichische Bürgerkrieg im Februar 1934

Der austrofaschistische Ständestaat löste bereits Ende März 1933 den Schutzbund auf, der aber in der Illegalität weiter aufrecht blieb. Am 12. Februar 1934 griff der Schutzbund unter der Leitung von Richard Bernaschek in Linz zu den Waffen. Bei einer Polizeikontrolle im Parteisekretariat im Hotel Schiff eröffneten die anwesenden Schutzbündler das Feuer. Dies war das Startsignal für den Aufstand gegen die verhasste Regierung Dollfuß. Es kam daraufhin in fast allen großen Städten und Industriegebieten zu spontanen Aufständen der Arbeiterschaft. Das österreichische Bundesheer und die Heimwehr schlug die bewaffnete Arbeiterschaft nieder. Fast 200 Schutzbündler fanden in diesem viertägigen Bürgerkrieg den Tod. In die Emigration gezwungen, gingen einige hundert Schutzbündler in die Tschechoslowakische Republik und in die Sowjetunion. Dort erlebten die Politémigranten nicht nur Solidarität, sondern wurden auch der Verfolgung Stalins ausgesetzt. Viele kamen in Gulags und wurden ermordet.

Der Schutzbund im Goethehof

Der Goethehof, 1928 bis 1930 erbaut, ist einer jener Höfe in Wien, die im Februar 1934 besonders hart umkämpft waren. Die Kaisermühlner Schutzbündler hatten im Goethehof rund 200 Mitglieder. Der Leiter der Kämpfe war Rudolf Krbec, sein Stellvertreter Alois Erjautz.

Um sich auf die Auseinandersetzung mit dem Bundesheer vorzubereiten, organisierten die Schutzbündler im Bau Patrouillen mit Melde- und Verbindungsgängern. Das militärische Aufeinandertreffen der bewaffneten Arbeiterschaft und der Beschuss des Goethehofes durch das Bundesheer ließ die Vorderfront des Hofes mit dem „Café Goethehof“ und den darüber liegenden Wohnungen in Trümmern zurück.



Zerstörungen am Goethehof von Februar 1934

An den Kämpfen beteiligten sich nicht nur Schutzbündler und KommunistInnen, sondern auch Jugendliche sowie zahlreiche Frauen aus dem Goethehof.

Eine lebhaftere Schilderung der Tage im Februar 1934 ist jene von Alois Erjautz. Verfasst 1936 im Moskauer Exil, erschien sie im Buch „Schutzbundkämpfer erzählen vom Februar 1934“.

Die Verteidigung des Goethehofes

Im Jahre 1921 trat ich, da ich keine Arbeit bekommen konnte, als Freiwilliger in das Bundesheer ein. Sieben Jahre war ich einfacher Soldat. Ich wurde zum Vertrauensmann gewählt, und eben deswegen wurde ich im Dienst nicht befördert. Für einen Sozialdemokraten wurde nach dem Jahre 1927 das Dienen beim Militär immer schwieriger. Die Reaktion drang im ganzen Lande vor, und ganz besonders im Bundesheer. Man wollte systematisch alle Sozialdemokraten aus dem Bundesheer hinauswerfen. 1928 wurde dann auch ich aus der Armee entlassen. Schon als ich im Bundesheer diente, war ich gleichzeitig aktiver Schutzbündler, obwohl es den Soldaten streng verboten war, irgendeiner Kampfformation außerhalb des Heeres anzugehören. Nach meiner Entlassung aus dem Heer wurde ich dann Zugführer von Kaisermühlen. Schon vor dem 12. Februar spürte man, daß ein Gewitter herannahte. Die Schutzbündelführer wurden einer nach dem anderen von der Polizei verhaftet. Es schien unbegreiflich, wie solche erfahrene Politiker so leicht der Polizei in die Hände fallen konnten. Dank ihren zahlreichen Verbindungen hätten sie sich leicht verstecken können.

Wir aber bereiteten uns zum Kampf vor. Wir wußten, daß entscheidende Tage herannahten. Es kam Montag, der 12. Februar. Um 11 Uhr 45 wurde der Strom ausgeschaltet, die Straßenbahn blieb stehen. Ich erfuhr, daß der Generalstreik erklärt sei. Nunmehr bestand meine Aufgabe darin, die Leute zu

Der Goethehof in der Weissau

DER REPUBLIKANISCHE SCHUTZBUND

sammeln und sie in Waffenbereitschaft zu halten. Gleichzeitig mußte ich mit der Bezirksleitung Verbindung aufnehmen. Aber das gelang nicht, da die Reichsbrücke bereits von Polizei besetzt war. Ich beschloß, selbst zur Bezirksleitung hinzugehen. Es war keine leichte Aufgabe, über die besetzte Reichsbrücke zu kommen. Ich nahm meinen Handwagen und meinen Besen und ging als Straßenarbeiter durch den Polizeikordon, über die Reichsbrücke. Die Polizisten sperren die Straße ab und riefen: „Fenster schließen, sonst wird geschossen!“ Ich konnte mich nicht lange aufhalten und mußte schauen, so schnell wie möglich zu meinen Genossen in den Goethehof zurückzukehren. Doch die Zeit verging. Wir erhielten keinen Befehl. Nach unserer Erziehung konnten und durften wir nicht selbstständig zu den Waffen greifen. Immer wieder versuchten wir, durch Boten – Radfahrer und Fußgänger – Verbindung mit der Führung zu bekommen. Schließlich schlug sich eine tapfere Genossin zur Bezirksleitung durch. Sie brachte uns, in ihren Haaren versteckt, einen Zettel mit der Anweisung, beim Blasen der Feuerwehr ohne weitere Befehle zum Kampf mit der Waffe zu schreiten. Das war gegen den Einbruch der Dunkelheit. Die ganze Nacht kontrollierte ich die Posten und ging von einer Wohnung in die andere, wo unsere bewaffneten Genossen waren. Die Leute schliefen nicht. Die Stimmung war bei allen gut. Am nächsten Morgen war das Signal zum Angriff noch immer nicht gekommen. Ich schickte wieder einige Genossen zur Bezirksleitung, aber ohne Erfolg. Sie wurden auf dem Weg verhaftet. Ich mußte mich wieder, obwohl ich als Schutzbundführer bekannt war, mit Handwagen und Besen auf den Weg machen.

Beim Bezirkskomitee erfuhr ich, daß bereits die dritte Garnitur der Bezirksleitung verhaftet war. Ich konnte mich hier nicht mehr länger aufhalten und ging so schnell wie möglich nach dem Goethehof zurück. Dort hatten sich inzwischen um ein Uhr mittags die Genossen versammelt und den Beschluß gefaßt, zum Angriff überzugehen.

Nach einer kurzen Besprechung wurde die Einteilung getroffen. Mit einem Trupp von ungefähr fünfzig Mann überschritt ich die zugefrorene Donau und marschierte dann an dem jenseitigen Ufer entlang. Nach heftigem Gefecht konnten wir die Verbindung von der Kagraner Brücke zum Goethehof herstellen. Ich schickte sofort Verbindungsleute zum Goethehof, um Nachrichten über die Lage im Goethehof zu bekommen.

Während meiner Abwesenheit war die Meldung gekommen, daß die Regierungstruppen dem Goethehof ein Ultimatum gestellt hatten. Der Goethehof sollte sich bis 12 Uhr mittags ergeben oder er würde mit schwerer Artillerie beschossen werden. Die Genossen, die im Goethehof zurückgeblieben waren, hatten nur 20 Gewehre. Ich beschloß, ihnen zu Hilfe zu kommen und gleichzeitig die Stellung an der Brücke unbedingt zu halten. Diese Stellung war von größter Bedeutung, in erster Linie für die Floridsdorfer Genossen. Hätten wir diesen Knotenpunkt aufgegeben, so hätte die Exekutive die Floridsdorfer von hinten oder von der Flanke her angreifen können und sie hätten nicht mehr die Möglichkeit gehabt, sich zurückzuziehen. Beim Goethehof wurden wir mit Begeisterung begrüßt. Wir stellten die Maschinengewehre auf, verteilten die Leute und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Wir wußten, daß es sich jetzt nur mehr um einen Abwehrkampf handeln könne, um den Floridsdorfer Genossen den Rücken zu decken und ihnen die Strecke zum Abzug freizuhalten. Punkt 12 Uhr fiel der erste Kanonenschuß gegen den Goethehof. Ihm folgte eine heftige Beschießung. Granate auf Granate schlug in den

Der Goethehof in der Weissau

DER REPUBLIKANISCHE SCHUTZBUND



Bild oben links: Alois Erjautz und andere nach Brünn emigrierte Schutzbündler.

Bild links: Alois Erjautz mit österreichischen Schutzbündlern in Charkow, Sowjetunion.

Bild oben rechts: Alois Erjautz in Charkow, Sowjetunion.



Bau ein. Aber es war nicht so einfach, unseren Willen zu brechen. Wir erwiderten das Feuer mit der größten Hartnäckigkeit. Wir machten der Polizei und den Bundestruppen auf der Wagramerstraße die Hölle heiß. Als die Artilleriebeschießung begann, schickten wir die Hausbewohner in die Keller. Die Frauen legten einen seltsamen Mut an den Tag. Sie brachten uns Essen und Patronen. Sogar die Kinder halfen uns. Das Regierungsradio schwieg keinen Augenblick. Beunruhigt horchten wir auf die zahlreichen Meldungen über den Sieg der Regierung und die Niederlage des Schutzbundes. Dollfuß versprach durch das Radio Amnestie für alle diejenigen, die sich freiwillig der Polizei stellen. Es gab einige, die darauf hereinfliegen. Kein Wunder, daß gegen Abend in einigen Wohnungen weiße Fahnen zum Fenster herausgingen. Einzelne Hausbewohner hatten ohne unser Wissen diese Fahnen ausgehängt. Wir waren aber auch jetzt entschlossen, uns weiter zu verteidigen.

Die Polizisten, die in den Goethehof eindringen wollten, griffen wir an. Doch wir wußten, daß die Übergabe unvermeidlich war. Als die meisten Wohnparteien bereits in der nahegelegenen Schule untergebracht waren, gaben wir Donnerstag früh den Befehl, den Goethehof zu räumen. Wir wußten, daß der Kampf in Floridsdorf längst zu Ende war und daß unsere Floridsdorfer Genossen genügend Zeit gehabt hatten, sich in Sicherheit zu bringen.

Die Genossen, die den Dollfußversprechungen glaubten und sich freiwillig der Polizei stellten, erlebten eine bittere Enttäuschung. Es begann ein schonungsloser Terror. Die Schutzbündler wurden auf der



Rudolf Krbec



Gedenktafel am Rudolf Krbec-Hof in Kaisermühlen

Straße gefangen, aus den Wohnungen herausgeschleppt, verhöhnt, halb totgeschlagen und schließlich für viele Jahre in den Kerker geworfen. Ich wurde im ganzen Goethehof gesucht. Ich kleidete mich um, rasierte mich und fuhr nach dieser Veränderung meines Äußeren mit einem Fahrrad über die Kagraner Brücke. Hungrig irrte ich ziel- und planlos umher.

Unterwegs wurde ich nur ein einziges Mal von einer Polizeipatrouille angehalten. Ich erzählte treuherzig daß auf dem Lande meine alte Mutter wohne, die sich sicher um mich ängstigte. Ich wollte ihr die Nachricht bringen, daß ich weit vom Schuß gewesen bin und daß mir nichts passiert ist.

Da kamen drei Radfahrer an mir vorüber. Ich hörte, wie einer zum anderen sagte: „Wer weiß, ob das stimmt, was im Radio gesagt wird, daß in Wien alles verloren ist. Mit ihrer Hilfe gelang es mir nach einigen Tagen, trotz des starken Polizeiaufgebots, über die Grenze in die Tschechoslowakei zu entkommen.“

Alois Erjautz [Wien-Kaisermühlen]

Quelle: Erjautz, Alois: Die Verteidigung des Goethehofes, in: Mirow et.al. (Hg.) 1936: Schutzbundkämpfer erzählen vom Februar 1934, Moskau: Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter in der UdSSR, Seite 67-75

Verhaftung der Schutzbündler und ihre Aburteilung

Am Donnerstag, 15. Februar 1934, waren die Kampfhandlungen zwischen den VerteidigerInnen des Goethehofes und dem Bundesheer beendet. Vielen TeilnehmerInnen gelang es nicht, vor der gerichtlichen Aburteilung zu flüchten. Das Standgericht des austrofaschistischen Ständestaates ließ neun Schutzbundkämpfer hinrichten und mehr als 1.200 Menschen einsperren. Bei den Kämpfen in Österreich verloren 196 Schutzbündler ihr Leben und 319 wurden verwundet.

Rudolf Krbec wurde nach den Kampfhandlungen festgenommen und zu lebenslangem schweren Kerker verurteilt, 1935 jedoch bedingt entlassen. Er verstarb am 29. November 1937. Sein Stellvertreter, Alois Erjautz, fuhr mit dem ersten Schutzbundtransport in die Sowjetunion und arbeitete in Charkow in einem Traktorenwerk als Dreher. Am 1. September 1937 der Spionage angeklagt, wurde er im Juli 1939 zu fünf Jahren Arbeitslager verurteilt. Das Urteil wurde im Dezember 1939 aufgehoben und Erjautz konnte im Februar 1940 nach Wien zurückkehren, wo er umgehend in die Deutsche Wehrmacht eingezogen wurde.

„Ich bin ein leidenschaftlicher Wiener ...“

Otto Navara

Otto Navara, Jahrgang 1926, war als Kind Mitglied im Arbeiter-Mandolinen-Klub und später in einem angesehenen Ruderverein. Er beschreibt Kaisermühlen als ein Natur-Eldorado für Kinder. Als Jugendlicher arbeitete er zwei Saisonen lang als Bademeister im noch heute sehr beliebten Gänsehäufel. Im Lorenz-Böhler-Krankenhaus war er bis zu seiner Pensionierung in der Organisation und Verwaltung beschäftigt. Er ist stolz darauf, ein Arbeiterkind gewesen zu sein. Im Interview mit wohnpartner erzählt er seine ganz persönliche Geschichte.



Otto Navara

Herr Navara, Sie sind im Goethehof aufgewachsen. Können Sie sich noch an das Leben im Hof erinnern?

Im Hof gab es viele Bankgruppen, wo die Leute zusammengekommen sind. Da kann ich jede Bank bezeichnen – jede hatte eine Funktion. Das waren Bänke, wie die Gemeinde Wien sie heute noch produziert. Damals hatte man noch Kontakte und man pflegte diese Kontakte. Die Bäume waren noch nicht so groß-kronig. Es gab eine Bankgruppe, wo die Männer miteinander preferanz, also Karten gespielt haben – meist um Kleingeld. Der Hauptakteur war der Briefträger Riedl, der hier wohnte. Mein Vater kam da kaum dazu, weil er ja wenig Geld und somit nichts zu bieten

Der Goethehof in der Weissau

INTERVIEW MIT OTTO NAVARA



Altes Einfahrts-Verbotsschild für Fuhrwerke im Goethehof.

Gitterstäbe am Seiteneingang zum Goethehof.

hatte. Bei einer anderen Bankgruppe saßen die Mütter – auch meine. Bei drei Kindern gab es so viel auszutauschen. Woanders war eine Bankgruppe – die war für die Hauptschüler. Der eine oder andere nahm sicher auch seinen ersten Zigarettenzug da. Im Hof sind die Leute zusammengekommen – das war die Kommunikationsfläche des Proletariats! Im Hof herrschte außerdem absolutes Fahrverbot. Da durfte nur das Ankerbrotauto, welches das Brot lieferte, und einmal ein ganz besonderer Gast hereinfahren – der Herzog von Windsor. Er war so begeistert vom Goethehof, dass er sagte: ‚So etwas haben wir in England nicht!‘

Sind die Kinder damals streng erzogen worden?

Ja, alles war sehr kategorisch. Wir durften nicht in die Grünflächen steigen oder über die Rasenfläche laufen, weil dafür ja asphaltierte Wege da waren. Der Hausmeister hat darauf geschaut. Damals gab es diktatorische Vorschriften. Auch beim Lärm war es ganz streng, nicht am Samstag, nicht am Sonntag, nicht in der Mittagspause. Ich glaube, wenn ich zu laut gewesen wäre, hätte meine Mutter gesagt: ‚Sei nicht so laut!‘

Aber es gab auch viel Natur rundherum und die Klopfstangen waren zum Gaudium der Burschen da – um Übungen zu machen. Die haben wir als Reck benutzt, zum Turnen. Und wir Buben hatten auch unsere dummen Streiche: da gibt es im Hof ein Tor mit dicken Stäben und da haben wir einmal den Kopf eines Buben reingesteckt und der ist nicht mehr rausgekommen. Prinzipiell hatten wir Kinder nicht viele Spielsachen, aber wir hatten viel Freiraum: da gab es die Alte Donau im Sommer fürs Wildbaden und im Winter war das ein Natur-Eislaufparadies für uns. Wenn es im Winter viel auf die Eisfläche geschneit hat, haben wir eine Langlauf-Loipe gezogen und waren am Gänsehäufel langlaufen. Es gab für die Kinder Natur in allen Facetten. Wir hatten da hinten ja die Alte Donau – ein Eldorado, wie wir hier aufwachsen durften! Wir hatten alles. Und dann die Weissau, da ging ich in den Kindergarten: Am Wasser gab es Froschlurche und als Kind habe ich noch einen Feuersalamander in der Hand halten können. Es gab auch Kaulquappen und zu den

Der Goethehof in der Weissau

INTERVIEW MIT OTTO NAVARA



Otto Navara besuchte den Kindergarten in der Weissau.

Teichfröschen haben wir immer Spitzler gesagt, weil sie so ein spitzes Maul hatten. Mein Bruder hat an der unteren Alten Donau einmal einen toten Eisvogel gefunden, den hat er seinem Naturgeschichte-Hauptschullehrer gebracht, der ihn präparieren ließ. Die Weissau wird ja heute noch gerne besucht von den Kaisermühlern.

Im Goethehof gab es ja auch einen Montessori-Kindergarten – können Sie sich daran erinnern?

Ja, meine Geschwister und ich waren im Kindergarten – aber in der Weissau, nicht im Montessori-Kindergarten. Jedenfalls waren wir nicht im Kindergarten, weil die Mutter zuhause geschlafen hat oder faul war, sondern weil sie als Bedienung gearbeitet hat, um dazuzuverdienen. Der Kindergarten war eingezäunt und im Souterrain des Montessori-Kindertages im Goethehof gab es einen Verein namens ‚Jugend in Not‘. Da waren arbeitslose Jugendliche, die den ganzen Tag dort herumgelungert sind. Die Not und die Arbeitslosigkeit waren groß, aber dort hat man den Jugendlichen zumindest eine Jause gegeben. Die Hygiene im Kindergarten wurde immer ganz groß geschrieben. Später ging ich in den Hort im Goethehof. Der war im selben Gebäude wie der Montessori-Kindergarten. Da gab es junge Damen, die auf uns aufpassten, unverheiratet und hübsch. Und ihr Arbeitstitel war ‚Fräulein‘. Der Hort war ein Ganztagsunternehmen. Wir haben die Schulaufgaben erledigen müssen, dann Mittagessen und nachmittags haben wir praktische Arbeiten erledigt. Zum Beispiel tischlern: Die Buben haben mit Laubsägen eine kleine Kasette mit perfekter Ecke und Scharnierbänder bauen müssen oder Krippen mit Figuren für Weihnachten oder Muttertagsgeschenke. Es war eine Art Vollbeschäftigung.



Gastwirtschaft „Zum Mondschein.“ Hier hat sich auch der Mandolinenverein getroffen

Besuchten Sie die Realschule?

Ja, ich ging in die Realschule, die ab der ersten Klasse Französisch hatte und ab der fünften Klasse freiwillig Englisch. Aber der Schwerpunkt lag auf Mathematik und darstellende Geometrie – das war 1937. 1938 wurde Österreich zur Ostmark und die Realschule wurde eine Oberschule und wir bekamen ab der dritten Klasse Latein. Die, die zu blöd waren, den Liber Latinus zu lernen, sind in der 3. Klasse rausgeflogen – mit einem Fleck in Latein. Die gingen dann in eine Ingenieursschule und erhielten mit Prüfungen ihren ‚Schmalspuringenieur‘. So war die Situation damals. Aber ich musste ja brav lernen, weil ich das Elternhaus nicht belasten konnte, da musste jeder etwas beitragen. Mein Vater war ja ein einfacher Stahl- und Eisengießer aus dem tschechischen Raum.

Mussten Sie als Kind auch arbeiten?

Ja, habe ich. Aber meine Mutter hat mich nie zum Arbeiten genötigt. Der oberste Punkt an der Straße in Kaisermühlen hieß bei uns Straßl und dort oben war das ‚Gasthaus Swoboda‘, das ‚Mondschein-Gasthaus‘. Deshalb hat das Kaiserwasser, der Seitenarm der Alten Donau, früher auch Mondscheinlack'n geheißt. Dort im Gasthaus ging ich als Volksschüler, am Wochenende als Brotschani¹, arbeiten. Als Mittelschüler sind die Mitschüler aus meiner Klasse in den Weihnachtsferien mit ihren Vätern nach Schladming zum Skifahren gefahren. Ich bin zu den Verkehrsbetrieben Schneeschaufeln gegangen – nachts, weil da mehr bezahlt wurde. Die Männer gingen natürlich auf eine Teepause in ein Kaffeehaus – Tee mit Rum trinken, aber den habe ich mir erspart. Und so habe ich mir 150 Mark erwirtschaftet und dann im Spätwinter habe ich mir damit auf der Landstraße einen schönen Wintermantel gekauft.

¹ ein halbwüchsiger Bub, der in Wirtshäuser Brot und Gebäck verkaufte



Klassenfoto aus dem Jahr 1937 (Vierte Klasse Volksschule)

Wie wichtig waren damals Kultur und Bildung?

Sehr wichtig. Der Zusammenhalt in der Arbeiterschaft war enorm. Ich ging in die Schiffmühlensstraße zum Franz, der hat mich vorbereitet auf die Aufnahmeprüfung. Es war ein gegenseitiges Helfen in der Arbeiterschaft – denn die Kinder müssen in die Mittelschule. ‚Ein Bub braucht die Matura!‘, hat es immer geheißt. Ich war ja ein aufgeweckter Bursche, aber der Lehrer Hartl, der hat erkannt, dass ich klug bin. Ich hatte ihn bis zur vierten Klasse und wir mussten ja noch eine Aufnahmeprüfung für die Mittelschule machen und der Lehrer Hartl hat uns darauf vorbereitet – mit Diktaten, Nacherzählungen, Bildbeschreibungen. Ich durfte bei Diktaten auf der Tafel mit weißer Kreide den diktierten Text schreiben, der fehlerfrei war – so gut war ich in Deutsch! Aber wenn einmal etwas nicht passte, dann bekam ich so einen Rüpel vom Lehrer. Und der rief auch meine Mutter an und hat gesagt: ‚Der Otti ist ein gescheiter Bub, der muss in die Mittelschule!‘. Und meine Mutter hat gesagt: ‚Das geht nicht, mein Mann ist jetzt schon dreieinhalb Jahre arbeitslos‘. Aber der Lehrer hat meiner Mutter suggeriert, dass es ermäßigtes Schulgeld gibt. Zur Musikkultur: Klavier hatte aus finanziellen Gründen kaum jemand zu Hause, alleine schon deshalb, weil es die Räumlichkeiten nicht erlaubten und der Trend nicht da war; Pianinos gab es in der breiten Masse nicht, aber ich war im Arbeiter-Mandolinen-Verein. Ich war vielleicht nicht so begabt, aber ich hab es gern gemacht. Der Mandolinen-Verein traf sich immer im ‚Gasthaus Mondschein‘ – da waren alle Kinder. Das waren eine Menge, weil es ja damals sowieso viele Kinder gab.

Wie haben Sie gewohnt?

Zuerst haben wir ja am Kaisermühlendamm gewohnt. Das Haus gibt es heute noch. Dann in der oberen Donaustraße. Zuerst habe ich mit meinen Eltern auf der Stiege 14, im dritten Stock gewohnt. Wir hatten Küche, Wohnzimmer und dahinter ein Kabinett. Wir hatten das unsagbare Glück, einen überdachten Balkon zu haben. Dort hatten wir eine Feldtaube mit gestutzten Flügeln und meine Mutter konnte jeden Tag ein Ei in die Suppe geben. Die Wohnungen waren klein. Stockbetten gab es damals noch nicht. Ich hatte zwei Geschwister. Die Leidtragende war meine Schwester. Die beiden Buben hatten jeder ein eigenes Bett im Kabinett – hintereinander stehend. Die Mutter hat uns in der Nacht nicht kontrolliert, weil sie musste ja auch schlafen und wir haben ‚Rolf Torring‘² mit der Taschenlampe unter der Bettdecke gelesen, die Karl May-Bücher waren zu dick. Die Schwester musste aber am Fußende des Ehebettes der Eltern auf einem Sofa-Diwan schlafen. Ich habe sie nie fragen können, ob oder wie sie das Leben ihrer Eltern akustisch wahrgenommen hat. Gewohnt wurde tagsüber in der Küche.

Nutzte auch Ihre Familie damals das Tröpferlbad?

Es gab ja damals noch keine Badezimmer oder Brausen im Wohnbereich. Nur Klos. Für die Badnische war nirgendwo Platz. Nur einige ganz wenige haben damit geprahlt oder wollten mich glauben lassen, dass sie schon eine Nasszelle in der Wohnung eingebaut hätten. Alle anderen haben immer am Wochenende ein Tröpferl- und Wannenbad genossen – aber auch nicht jeder, weil das hat ja Eintritt gekostet. Der Hauswart war gleichzeitig auch der Badewart, der Herr Slovak. Meine Mutter ging immer mit uns drei Kindern hin und bezahlte ein Wannenbad. Wir erhielten einmal eine volle Wanne, wo ich und mein Bruder eine Vollkörperreinigung hatten. Dann wurde das Wasser ausgelassen und in einer neuen Wanne wuschen sich meine Mutter und meine Schwester. Zu Hause hatten wir in der Küche ein Lavoir auf einem Hocker für die Körperwäsche. Wenn mein Vater irgendwo pfuschen war, ist er verschwitzt nach Hause gekommen und hat sich mit dem Waschlappen – ‚da Waschl‘ auf Wienerisch – waschen müssen. Aber diese Waschnische war ja nicht durchgehend mit Stein verfließt, da ist öfters was auf den Holzboden gespritzt. Die Kopfwäsche hat man auch mit zwei Kübeln machen müssen.

Wie haben Sie den Alltag im Goethehof – und speziell den der Arbeiterfrauen – erlebt?

Jede Stiege hatte eine Waschküche. Das war gigantisch. Das war ein Bereich im letzten Stockwerk über einer normalen Wohnung gelegen – immer mit zwei Kupferkesseln. Ich sehe mich heute noch dort stehen. Ich war der Heizer meiner Mutter. In die Kessel wurde die bunte Wäsche einfach hineingeschmissen und ich musste dann umrühren. Daneben war ein Waschtrog und die Rumpel war auch dort. Damals wurde ja noch alles gerumpelt. Dass man eine Waschküche nach oben gibt, war für mich unlogisch – ich denke an Wassergebrechen, aber es gibt eine einfache Erklärung dafür: Jeder hatte ein kleines Abteil – seiner Wohnung entsprechend. Es war vorge-

²Held einer deutschen Romanhefte-Serie aus den 1930er Jahren

geben, was alles nicht gelagert werden durfte. Es gab Trockenräume für weiße und für bunte Wäsche, die waren versperbar, sodass nichts entwendet werden konnte. Es gab eine Eisentür zwischen Trockenraum und Waschküche. Ich wurde von meiner Mutter immer zum Wäsche aufhängen und abnehmen beauftragt.

Meine Mutter konnte rumpeln – da hat es viel Wäsche gegeben, in einem Fünf-Personen-Haushalt. Und ich sage es heute mit Stolz: Was haben diese Arbeiterfrauen alles geleistet, wie haben sie das nur alles geschafft? Stellen Sie sich vor: drei Kinder, harte Arbeit, jeden Tag für fünf Personen kochen, Wäsche waschen mit Kessel und Rumpel. Meine Mutter hat zeitlebens darunter gelitten, dass mein Bruder 1943 in Russland gefallen ist, sie ist immer in Schwarz herumgerannt. Sie musste oder durfte 90 Jahre alt werden, war immer für andere da. Ein Mensch, der so viel Gutes für so viele Menschen gemacht hat. Aus sozialer Verantwortung hatten wir damals ja auch noch Pflegekinder in der Familie. Die Pflegekinder wurden durch das Fürsorgeamt zugeteilt. Die Frauen haben damals viel geleistet.

Apropos kochen: was waren damals die Hauptmahlzeiten?

Die Ernährung war gesund. Einmal in der Woche gab es ein Fleischgericht – das war am Sonntag. Aber das war kein Schweinsbraten, sondern es waren Fleischlaberl. Wochentags gab es Kraut, Kohl, Kohlrabi – auch als Rohkost. Erdäpfel und Mehl waren die Grundnahrungsmittel für die Hauptspeise. Die Wiener Küche war stark tschechisch unterwandert, d.h. überwiegend Kartoffel-, Mehl-, und Nudelgerichte. Vom Ungarischen sind nur die Paprika und das Gulasch geblieben. Fleisch war die Ausnahme und es war auch zu teuer. In der Bellegardegasse gab es aber einen Rossfleischhacker namens ‚Rohacek‘. Die ‚Dürre‘ – die Pferdewurst – war von uns Kindern am meisten begehrt. Ich liebte sie und meine Mutter wollte mir, dem jüngsten von den drei Kindern, manchmal eine Freude machen und hat mit ihrem kargen Einkommen 10 Deka Dürre gekauft.

Und wie hat man die Speisen gekühlt?

Einen Kühlschrank gab es ja noch nicht. An der Alten Donau war Wildbaden generell verboten, wegen der Reinheit des Wassers. Im Winter wurde nämlich aus der Alten Donau Eis rausgeschnitten und ganz Wien mit Eis versorgt. Mein Bruder musste als Hauptschüler in Handarbeit einen Eiskasten bauen mit einer Wanne drin. In die Wohnhausanlage des Goethehofes durfte auch der Eiswagen hineinfahren – da wurde für jeden ein Viertel Block Eis runtergeschnitten. Wir hatten zwar keinen Kühlschrank, aber somit einen ‚Eiskasten‘ – der Begriff wird ja heute noch oft verwendet.

Wie sah damals die Freizeitgestaltung aus?

Ernst Sadil war der Sohn vom Hausmeister, der auch die Bademeisterei über hatte und ein Obmann der Kaisermühlner Naturfreunde. Die Naturfreunde waren damals eine Bewegung und man hat wirklich der Natur gehuldigt und man lebte beim Wandern aus dem Rucksack heraus. Wir sind am Sonntag oft mit den Eltern in die Lobau gewandert – raus in die Natur. Am Samstag ist das Schnitzel schon gemacht worden und am Sonntag gab es einen Ausflug. Beim Roten Hiasl einkehren, das

Der Goethehof in der Weissau

INTERVIEW MIT OTTO NAVARA



Otto Navara beim Wiener Ruderklub Pirat auf der Alten Donau 1954 (sechster von links)

links: Hochhaus „Neue Donau“ von Harry Seidler
rechts: Marine-Ehrenmal von Laboe bei Kiel

konnte man nicht, dass hat ja was gekostet. Aber bei der Rückkehr von der Wanderung gab es den Fischerwirt am Ende der Alten Donau, unter diesen riesigen Pappeln – da konnte jeder einkehren. Das waren Rohzimmertische und Bänke und dort haben sich die Erwachsenen ein Krügel Bier leisten können.

Das Gänsehäufel ist ja sowieso Wiener Geschichte. Ich war zwei Saisonen lang Badewaschl [Anm.: Bademeister] dort, im Jahr 1941 und 1942. Ich war ein Bademeister in der Zille [Anm.: ein Bootstyp] am zweiten Seil draußen und trug eine weiße Mütze mit schwarzem Schild. Sie haben mich nicht mal gefragt, ob ich schwimmen kann. Ich war am Hauptstrand und natürlich nicht gerne draußen, weil man immer wieder die Leute stampern [Anm.: vertreiben] musste, die über das Seil oder von draußen rein schwimmen wollten und es gab den Oststrand. Der war kleiner und dort hat man seine Ruhe gehabt.

Der Wassersport spielte ja auch in ihrer Freizeit eine wichtige Rolle.

Ich habe Hochleistungsrudersport betrieben. Der Rennrudersport war von Männern in Beschlag genommen, die intelligent und finanzstark waren. Der langjährige Präsident war Professor Demmer, einer der großen Chirurgen der Wiener Schule. Ein Ruderleiberl war damals kein Fetzen, sondern ein Aushängeschild – rot, blau! Alles erhabene Männer, die aber Hochleistungssport betrieben haben, der Universitätsprofessor, der Rechtsanwalt, Kaufleute, fast alles Akademiker.

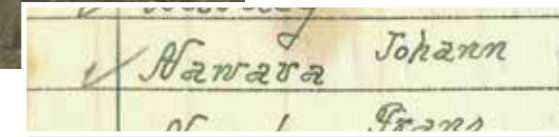
Als Österreich 1938 zur Ostmark wurde, gab es einen Reichssportführer – Tschammer und Osten, der hat diese Klubs angesprochen: ‚Macht’s eure Bootshäuser auf und lasst’s die Kinder hinein!‘ Und die Klubs gingen über vor Mitgliedern, weil die Jugendlichen plötzlich nicht mehr nur Fußballspielen wollten – das war der Sport der Massen –, sondern auch Rudern.

Der Goethehof in der Weissau

INTERVIEW MIT OTTO NAVARA



Johann Navara, Vater von Otto Navara, beim Schutzbund



Auszug aus der Schutzbundliste Kaisermühlen

Wir ostmärkische Kinder waren ja 1938 so unterernährt, dass wir nach Deutschland für vier Wochen zum ‚Auffuttern‘ geschickt wurden und so landete ich mit meiner Schwester in Mecklenburg bei einem protestantischen Pfarrer. Der Briefträger des Orts hat es sich nicht nehmen lassen, uns mit seinem uralten Ford an die Ostsee nach Wismar zu fahren. Auf einmal sahen wir ein Weltmeer. Das schönste Gebäude in Wien, weil es mich an diese Zeit erinnert, ist für mich das Hochhaus Neue Donau. Ich schau’ von meinem Garten direkt auf diese Spitze. Für mich und meine Gattin ist diese Spitze das symbolische Segel des Marine-Ehrenmals von Laboe bei Kiel. Immer wenn ich mich mit deutschen Marine-Kameraden bei der Reichsbrücke auf ein Schiff begeben, sage ich: ‚Und jetzt schauen Sie dort rüber. Auch wir haben ein Laboe!‘ Der Architekt Seidler hat diesen Stil von Australien nach Wien gebracht und ich freue mich, dass er diesen Auftrag bekommen hat, nachdem er 1938 vor dem nationalsozialistischen Regime flüchten musste.

Wie haben Sie den 12. Februar 1934 erlebt?

Am 12. Februar 1934 war ich als Kind auf der Stiege 14 im Kellerbereich. Die Keller sind ja nicht weit unter dem Erdniveau gewesen, sondern zumindest die Fenster waren so weit oben, dass das Tageslicht noch hinein scheinen konnte. Und wir hatten so ein Abteil, wo wir ein Fenster drin hatten. Ich kann mich erinnern, dass die Ski dort gelagert wurden und man brauchte dort am Tag gar kein Licht. Auf einmal kommt die Frau Bruckl von der Tür Nummer 4 hysterisch und aufgelöst in den Keller gestürzt und schreit: ‚Vorm Haus ist alles voll Blut!‘ Aber es war ‚Gott sei Dank‘ nur die durch die Artilleriegeschosse demolierte Dachdeckung. Das waren Wienerberger Strangfalzziegel. Die sind rot und total zersplittert am Boden gelegen und es war dunkel im Hauseingang – vielleicht war die Hausbeleuchtung nicht eingeschaltet oder sie ist ausgefallen. Jedenfalls hat sie gedacht, das ist alles Blut.

Der Goethehof in der Weissau

INTERVIEW MIT OTTO NAVARA

Mein Vater, Johann Navara, wurde am 12. Februar 1934 in Schutzbunduniform mit Gewehr verhaftet und kam auf die Elisabethpromenade – die ‚Liesl‘ [Anm.: heutige Rossauer Lände]. Vier Monate war mein Vater auf der Elisabethpromenade inhaftiert. Aber er kam nicht ins Anhaltelager Wöllersdorf, wahrscheinlich da irgendjemand gesagt hat, dass er nur ein kleiner Mitläufer war.

Warum, denken Sie, hat der Goethehof so einen bedeutenden Stellenwert?

Der Goethehof war eine sozialdemokratische Hochburg, ein neuer Stil im sozialen Wohnbau. Ich habe noch das ‚Bretteldorf‘ kennengelernt. Das war ja unvorstellbar, dass Wiener keine Wohnung hatten und dort aus Abfallholz einen Verschlag bauen mussten. Die sind zum Konsum Bretter sammeln gegangen. Das war eine wirklich verarmte Bevölkerung. Im Goethehof hatte man reichlich Fenster in jeder Wohnung, nicht nur als Lichtquelle, sondern Fenster, die man aufmachen konnte, um gute, frische Luft zu bekommen. Und dann war noch eine Trafik da. Ein Konsum beim Haupteingang vom Goethehof. Da haben sie an alles gedacht, die Genossen. Preisgünstige Grundnahrungsmittel gleich um die Ecke, Hammerbrot im Konsum. Ich, als Mittelschüler, musste immer die Einkaufszettel dorthin tragen. Die Milch hat man damals nicht in der Flasche, sondern in der ‚Milchkandel‘ gekauft. ‚Milchkandel‘ – wie lieblich unser Wiener Deutsch doch war und jetzt immer mehr verloren geht. Und Ärzte gab es im Goethehof auch einige. Die Arbeiterzeitung habe ich auch gern gelesen. Sie war ja gang und gäbe. Ich komme aus der Zeit des Kleinen Blattes und der Arbeiterzeitung.

Kannten Sie auch die Textilfabrik Edlinger?

Ja, die Textilfabrik Edlinger in der Schiffmühlenstraße hat, wenn es wahr ist, die gesamte Spitalwäsche von Wien gewaschen, oder war das die andere Textilfabrik der Hetzer? Der Edlinger hat auch Wohnhäuser mit Arbeiterwohnungen hingestellt – aber aus Selbstzweck. Dadurch sind die Leute aus ihren Wohnungen raus und gleich in der Fabrik bei den Maschinen gestanden. Und der erste Streik in Wien war auch beim Edlinger. Die Arbeiter wollten, dass die Löhne bereits am Freitag ausbezahlt werden, damit die Frauen am Samstag einkaufen gehen konnten. Welcher Mensch aus der Gegenwart kann sich denn das noch vorstellen? Ich habe ja auch noch die 6-Tage-Arbeitswoche erlebt.

Was würden Sie einem Nicht-Wiener gerne zeigen?

Wissen Sie, ich fahre mit meinen Freunden, die aus aller Welt nach Wien kommen, immer wieder auf den Leopoldsberg hinauf, um ihnen das Wiener Becken zu zeigen. Nicht nur, dass wir gutes Klima hier haben – die Landschaft ist einfach wunderschön. Das gesamte Stadtbild ist umwerfend! Ich genieße jedes Mal den Start beim Wien-Marathon vor der UNO-City und zeichne es auch auf, wenn der Hubschrauber diese wunderbaren Luftaufnahmen der Stadt zeigt. Dieses Kaisermühlen ist ja weit von der Innenstadt, dem historischen Wien, entfernt und es hat sich auch vieles verändert. Kaisermühlen hatte zu meiner Zeit 5.000 Einwohner, heute sind es 20.000. Trotzdem: Ich bin ein leidenschaftlicher Wiener.

Der Goethehof in der Weissau

INTERVIEW MIT OTTO NAVARA



Otto Navara vor der Stiege 14, in der er den 12.2.1934 erlebt hat.



Kopf der Arbeiterzeitung



Johann Navara wurde 1962 für seinen Einsatz im ‚Befreiungskampf des Proletariats‘ mit der Viktor Adler-Medaille ausgezeichnet



Maiaufmarsch in Kaisermühlen: Johann Navara, der Vater von Otto Navara als Ordner (vorne Bildmitte). Der Marsch führte am Konsum im Goethehof vorbei.



Anschluss, Judenverfolgung

„Das Wiener Judentum ... ist ein Stück von Wien“, schrieb der Kulturhistoriker Hans Tietze in seinem 1933 erschienenen Buch Die Juden Wiens. Geschichte – Wirtschaft – Kultur: In der Ersten Republik (1918-1938), der Zwischenkriegszeit, lebten mehr als 200.000 Juden in ganz Wien; so auch in Kaisermühlen, wo sich in der Schüttaustraße 45 ein Bethaus befand. Sie prägten häufig das öffentliche Leben, waren Teil des Bürgertums wie auch stark in der Sozialdemokratie verankert. In der Stadtverwaltung des Roten Wiens bekleideten sie hochrangige Positionen, so förderte Lili Esther Roubiczek-Peller unter Julius Tandler pädagogische Reformbewegungen. Was dazu beitrug, dass ein Montessori-Kindergarten von der Stadt Wien im Goethehof errichtet und betrieben wurde. In dieser Zeit der Auf- und Umbruchstimmung wurden Utopien entwickelt – die Reformierung und Umgestaltung der Gesellschaft wurde von Juden wie Nichtjuden als erreichbar erachtet.

In dem sich verschärfenden wirtschaftlichen und politischen Klima der 1930er Jahre radikalisierte sich das Parteienspektrum nicht nur in Österreich, sondern auch im restlichen Europa. Die faschistische Partei in Italien und die Nationalsozialisten in Deutschland versuchten politischen Einfluss auf die österreichische Innenpolitik zu nehmen. Beim Putschversuch der österreichischen Nationalsozialisten im Bundeskanzleramt am 25. Juli 1934 verstarb Bundeskanzler Dollfuß, durch zwei Schüsse tödlich getroffen. 1934 konnte sich das österreichische Bundesheer in mehrtägigen Kampfhandlungen noch gegen die nationalsozialistischen Putschisten behaupten. In den Folgejahren erhöhte die deutsche Reichsregierung unter A. Hitler den Druck auf den österreichischen Ständestaat und Kanzler Kurt Schuschnigg. Am 12. März 1938 marschierten ca. 65.000 deutsche Soldaten in Österreich ein. Nach der Volksabstimmung vom 10. April 1934 wurde der Anschluss an das Deutsche Reich vollzogen. Bereits am 1. April 1938 wurden 151 politische GegnerInnen des Naziregimes ins Konzentrationslager Dachau gebracht, der verhöhnend Prominententransport genannt wurde. Unter ihnen befanden sich Christlichsoziale, Monarchisten, Sozialdemokraten und Kommunisten. Etwa ein Drittel von ihnen war jüdischer Religion oder Abstammung. Die Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 ist der Auftakt zur Zerstörung, Plünderung, Misshandlung und Ermordung der europäischen, wie der Wiener JüdInnen. In Wien werden 27 Juden getötet, 4.000 Geschäfte müssen zusperren. So verlassen bis Mai 1939 ca. 120.000 JüdInnen ihre Heimatstadt Wien. Der nationalsozialistischen Verfolgung fallen ab Oktober 1941 65.000 Wiener JüdInnen zum Opfer.

Heinz Landwirth wuchs mit seinen Eltern im Goethehof auf, als Schriftsteller Jakob Lind berühmt geworden, beschreibt er in seinem Selbstportrait die Zeit des Einmarsches:

Als die Deutschen eines Freitagmorgens in Österreich einmarschierten (Freitag, der Dreizehnte!), hatte Gott auf immer bei mir verspielt. Der Krieg gegen die Juden begann praktisch tags darauf. Am Samstag war ganz Wien ein riesiges Hakenkreuz. Falls Gott das gewollt hatte, und angeblich geschah ja alles nach seinem Willen, mußte er ein schändliches Ungeheuer sein, halb Krampus, halb feuerspeiender Drache. Und doch tat dieser gleiche Gott (die Deutschen, der Teufel) hier und dort etwas Gutes. Mir



Bild oben:
Kopf des Fragebogens der Auswanderungsabteilung

Bild links:
NS-Propaganda am Goethehof. Im Gegensatz zu vielen anderen Gemeindebauten des Roten Wiens wurde der Goethehof während der NS-Zeit nicht umbenannt

verschaffte er den lange herbeigewünschten Vorwand, nicht mehr regelmäßig die Schule zu besuchen. Hausaufgaben waren, Gott sei Dank, reine Zeitverschwendung geworden. Die Stadt hatte jetzt an Phrasen mehr zu bieten als hypothetische Dreiecke und lateinische Sätze. Im Sprechchor gebrüllte Naziparolen und marschierende SS- und SA-Formationen waren ein schöner und aufregender Unterricht in Philosophie, Politik und Soziologie. Ein Tscheche namens Navratil war Österreicher, ein Pole mit unaussprechlichem Namen war ebenfalls Österreicher. Italiener, Ungarn, Rumänen – allesamt Österreicher. Nicht aber ein Jude mit dem gut deutschen Namen Landwirth – nein. Ein Jude konnte nicht Österreicher sein. Ein Jude war eine Hyäne, ein Schwein, ein Schweinehund, ein Hund, ein Untermensch, ein Verbrecher, Lügner, Ungeheuer; nach dem 13. März war er alles dies und Schlimmeres amtlich. Ein neues Bewußtsein erwachte.

Quelle: Lind, Jakob (1997): Selbstporträt, Wien: Picus, Seite 48

Die Nürnberger Rassengesetze von September 1935 traten nach dem Anschluss Österreichs – nun Ostmark des Deutschen Reiches – in Kraft. Juden konnten keine Reichsbürger sein, hatten kein politisches Stimmrecht und konnten kein öffentliches Amt bekleiden. Der Raub ihrer Habe wurde als Arierisierung umschrieben. Herbert Exenberger et al. halten in ihrem Buch Kündigungsgrund Nichtarier fest, dass zwischen den Jahren 1938 und 1939 von der nazistischen Stadtverwaltung gegen jüdische GemeindebaummieterInnen 2000 Kündigungsverfahren eingeleitet wurden. In Wien verloren ca. 70.000 JüdInnen ihre Wohnungen während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Im Goethehof wurden jüdische MitbürgerInnen zwangsdelogiert und in sogenannten „Sammelwohnungen“, meistens im zweiten Bezirk, untergebracht und in weiterer Folge ermordet.

Bei der Fürsorge-Zentrale der Israelitischen Kultusgemeinde Wien haben ca. 35 jüdische Familien aus dem Goethehof mit über 100 Angehörigen den Fragebogen der Auswanderungsabteilung ausgefüllt und einen Antrag auf Zuschuss zur Ausreise beantragt, um ihr Leben zu retten.

„Schurl, geh zur Feuerwehr!“

Georg Kudrna

Georg Kudrna, Jahrgang 1927, lebt seit seiner Kindheit im Goethehof. Die persönlichen Erlebnisse vom Jahr 1934 und der Nachkriegszeit bis heute lassen die Geschichte des Goethehofes und Kaisermühlens lebendig werden. Vom Krebsfischen im Kaiserwasser, wie er zum „Schimmler“ wurde, von seinem Beruf als erster Taucher bei der Wiener Berufsfeuerwehr nach dem Krieg und wie er jetzt seine Zeit als „fideler Hatschera“ genießt, erzählt er hier.



Georg Kudrna in seiner heutigen Wohnung im Goethehof

Wie lange leben Sie schon im Goethehof?

Ich wurde in Kaisermühlen geboren. Meine Eltern haben damals in der Schiffmühlenstraße gewohnt, wo die Filmszenen vom Kaisermühlenblues gedreht worden sind. Wir haben Alter Neubau dazu gesagt. Meine Eltern haben dort mit meinen Großeltern und meinem Bruder gelebt, mit Küche und einem Zimmer. Dann ist die Mutter schwanger geworden und wir haben, Gott sei Dank, eine Wohnung im Goethehof bekommen. Ein Teil war schon fertig. Sie haben gleich eine der ersten Wohnungen bezogen! Wir hatten Zimmer, Küche und zwei Kabinette.

Haben Sie immer schon im Goethehof gewohnt?

Ich habe schon auf fünf Stiegen gewohnt! Im 1929er Jahr sind wir auf die 44er-Stiege gezogen. Da waren Vater, Mutter, Großmutter, Bruder und ich, also fünf Leute. Um ein Kabinett war das mehr als im Alten Neubau, der Vater war lungenkrank und Kriegsinvalide. Und dann ist er im 39er Jahr gestorben. Die Mutter hat sich die Wohnung nicht mehr leisten können, das ist ja nicht so leicht gewesen. Wir sind dann auf die 43er-Stiege umgezogen. Nach dem Krieg hat die Mutter einen Hausmeisterposten übernommen und wir sind auf die 39er-Stiege gekommen. Meine Frau habe ich auf der 49er Stiege kennengelernt. Da haben wir ein, zwei Jahre gewohnt mit einem kleinen Kind. Dann sind wir auf die 31er-Stiege gezogen im 61er Jahr. Und seitdem lebe ich hier.

Was haben die Kinder früher so gespielt?

Manche Stiegen haben zwanzig Kinder gehabt. Auf der 31er- und 32er-Stiege waren die mit den meisten Kindern. Da hat jede Familie drei, vier, fünf Kinder gehabt. Die Kinder haben im Hof gespielt, im Gebüsch. Bei den Klopffstangen ist ‚geköpferlt‘ worden. Wie wir größer waren, sind wir auf die Donauwiese rübergegangen. Gespielt haben wir ‚Vater, Vater leih ma d‘Scher‘, oder einer dreht sich um und da hat man stehenbleiben müssen. Und wenn jemand gesagt hat: ‚Dich hab‘ ich gesehen‘, hat man zurückgehen müssen. Wir haben die ‚Drahdwaberl‘ [Anm.: Art Kreisel] gehabt, so haben die geheißten. So runde Köpfe, die von oben in einen Spitz runter gehen. Die hast eingewickelt in eine Schnur und hingeworfen und das hat sich immer gedreht. Die Madln haben das Diabolo gehabt, ein Bub hat nicht mit dem gespielt. Wie wir älter geworden sind, haben wir das ‚Bankerln‘ gespielt – das, ‚Geld zuwe schupfen‘. Das war hinten in der Au, da war ein Boden ohne Gras und da ist raufgedreht worden. So hat es damals geheißten, raufgedreht. [Kopf oder Zahl] Das sind zwei Groschen Stücke gewesen, ein Kopf mit dem Adler ist drauf gewesen und wenn man zwei gleiche gehabt hat, hat man gewonnen. Da ist oft die Polizei gekommen, um das zu verhindern, das Glücksspiel.

Waren Sie oft im Tröpferlbad?

Es hat ja in keiner Wohnung im Goethehof ein Bad gegeben. Wir hatten nur eine Wasserleitung und ein Klo in der Wohnung, das war schon viel wert. Weil alle anderen, die haben das noch am Gang gehabt. Wir haben das schon gehabt, das war schon super. Unser erstes warmes Bad war, wenn Waschtage war. Wenn die Mutter Waschtage gehabt hat in der Waschküche, sind zwei Kessel angeheizt worden. Das war aber nur alle vier Wochen. Da sind wir dann warm geduscht worden. Im Sommer sind wir in der Alten Donau abgerieben worden. Mein Bruder und ich sind immer zu zweit ins Tröpferlbad gegangen, alle 14 Tage. Die Wannen haben wir uns nicht leisten können. Wir sind in der Brause zu zweit gewesen und haben uns tummeln [Anm.: sich beeilen] müssen. Da war ein Zeitlimit, sagen wir eine halbe Stunde, da hast du fertig sein müssen. Da ist der Badewaschel [Anm.: Bademeister] gekommen und hat schon angefangen zu klopfen. Samstag und Sonntag hat man sich anstellen müssen. Am Vormittag ist man hingegangen und hat sich angemeldet. Alles hat man dort nicht gekriegt; Handtuch, Seife, Waschlappen hat man selber mitnehmen müssen.

Erinnern Sie sich noch an die fliegenden Händler im Hof?

Wir haben drei, vier verschiedene Verkäufer gehabt. Die Ersten waren die Lavendelfrauen. ‚Kauft mein Lavendel‘ haben die gesungen und ‚Da hast einen Lavendel‘. Die Zweiten waren die, die Bälle verkauft haben. Aus alten Reifen haben sie die zusammengeklebt und aufgeblasen. Das waren lauter so halbrunde Bälle. Und Schlapfen haben sie verkauft aus den starken Knäueln. Das waren unsere Schuhe im Sommer. Dann sind die Rastelbinder gekommen, die haben das Geschirr, das Löcher gehabt hat, geflickt. Die haben mit Nieten und Blechblättern die Reindln gerichtet, weil einen neuen Topf hast du dir auch nicht kaufen können. Scherenschleifer hat es auch gegeben und Musiker, also Hofsänger. Und später dann sind Obstfuhrwerker gekommen, mit so einem Handwagen. Die haben billig am Markt die Äpfel gekriegt und haben die da verkauft, Erdäpfel auch. In den 30ern hat es die mobilen Verkäufer nicht mehr gegeben. Da bist mit einem Büchler zum Greißler gegangen. Aufschreiben, hat das geheißen. Die Mutter hat dich mit dem Buch geschickt und es ist erst am Monatsende gezahlt worden.

Was hat es in Ihrer Kindheit zum Essen gegeben?

Einmal im Jahr haben wir eine Gans gehabt, das hat sein müssen. Je größer die Gans, desto besser, weil da ist alles gegessen worden, Kopf und die Füße. Fleisch hat es wenig gegeben. Wir haben zum Beispiel von der Mutter Geld bekommen, ‚Kauft euch ein Nachtmahl!‘, hat sie gesagt. Dann bist zum Rossfleischhacker gegangen und hast Wurstschnittel gekauft. Das war etwas, das die besseren Leute nicht gekauft haben. Da hast eine Hand voll in einem Stanitzel gekriegt. Das war dann um 10 Groschen ein Abendmahl. Oder ein Leberkäse beim Rossfleischhacker war das Nachtmahl. Wenn Hochwasser war und das zurückgegangen ist, sind vom Bretteldorf die alten Gitterbetteinsätze, die mit Federn, genommen und durchgestreift worden. Und da haben wir viele Fische gehabt im Wasser und sind in die Lobau runtergegangen zum Kochen. Oder die Krebse im Kaiserwasser, die waren oben, wo jetzt die UNO-City ist. Da war ein großer Teich, das war eigentlich das Kaiserwasser. Und da waren Krebse drinnen, das kann man sich nicht vorstellen. Wir haben Würmer ausgegraben und aufgefädelt auf einen Draht und eine Schlinge gemacht und mit der Schnur reingeworfen. Und der Krebs hat sich den Wurm geholt und du hast ihn rausgezogen. Wir haben die Miststätte oben gehabt, den Bruckhaufen und so weiter, und da haben wir uns die Töpfe geholt als Kind. Wasser haben wir irgendwo bei einem Hydrant genommen und haben auf der Donauwiese die Krebse gekocht. Beim ersten, zweiten Mal haben wir nicht einmal gewusst, wie man sie kocht. Wir haben sie noch lebendig heiß gemacht. Dann hat man uns gesagt: ‚Hearst, ihr müsst’s ein heißes Wasser nehmen und dann dürft ihr es erst reinhauen‘.

Woran erinnern Sie sich vom Jahr 1934?

Das 34er Jahr hab ich als Kind im Goethehof erlebt. Ich weiß, dass wir im 34er Jahr waren. Dann hat die Schießerei begonnen, und wir sind als Kinder zur Mutter gelaufen. Ich hab’ auf der 44er-Stiege gewohnt. Sie haben einen Kasten vor die Fenster geschoben und mit den Kanonen ist reingeschossen worden. Das haben wir alles gehört und sind dann in den Keller runter gegangen,

weil wir eigentlich Angst gehabt haben. Als es zu Ende war, hat es geheißen ‚Alle raus!‘ Also wir, die Eltern, die Kinder, sind alle raus mit erhobenen Händen. Wir sind da rausmarschiert und auf einmal hat’s wieder zum Schießen angefangen. Die Heimwehr, die ist gekommen vom Kaiserwasser, und das Militär und die Polizei sind gekommen von der Schüttaustraße. Also, da war so ein Wirbel, die haben sich gegenseitig, das kann man sagen, nicht erschossen, aber ein Wirbel war halt. Wir haben wieder davon rennen müssen und immer in den Keller. Dort haben wir warten müssen.

Als mein Vater verhaftet wurde

Mein Vater war beim Schutzbund und ist dann verhaftet worden. Er hat Glück gehabt, weil er Kriegsinvalid war und einen Stock gehabt hat – ohne Stock hat er nicht gehen können. Sie haben ihn am zweiten Tag wieder heimgeschickt. Sie haben gesagt: ‚Geben sie den Stecken weg!‘, ‚Na, dann fall ich um!‘ hat mein Vater geantwortet. Das hat ihn gerettet, dass er überhaupt wieder nach Hause gekommen ist. Weil er gesagt hat, er kann ja nicht ein Gewehr in eine Hand nehmen, wenn er einen Stock hat. Das war seine Ausrede. Dadurch ist er wieder freigegangen, die anderen sind im 34er Jahr nach Russland geflüchtet.

Im 34er Jahr sind wir arme Leute geworden

Der Vater hat oft mir und dem Bruder – er ist um zwei Jahre älter – einen Brief an einen Kriegskameraden gegeben. Der hat auf der Praterstraße so ein kleines Schustergeschäft gehabt. Wir sind mit unser’n Rucksäcken hin, haben ihm den Brief gegeben und er hat uns ein bisschen Mehl oder einen Zucker gegeben. Wir waren wirklich richtige Bettler. Wir haben Geschirr bekommen und haben zum Sterneckplatz müssen. Das war im zweiten Bezirk, da war rundherum das Militär, das Linsen oder Bohnen ausgegeben hat. Und wir haben uns halt angestellt und da waren so viele, dass wir nicht immer drangekommen sind. Wir sind zu Fuß heimgegangen und haben gesagt: ‚Hallo, jetzt gibt’s nichts‘. Also, es war schon eine schiache Zeit.

Mit 14, da hätten wir sollen in die Hitlerjugend gehen. Aber da waren wir schon Schlurfbuben, und waren schon gegen das. Das war gegen die Nazi-Buben und gegen die HJ – mit dem Marschieren und so weiter. Wir haben da ‚Pajkeles‘ [Anm.: längere Haare Schläfenlocken] gehabt oder ein weißes Sakko bis auf die Knie runter. Das waren dann die Schlurfe. Die HJ hat dann die meistens zusammen gefangen und hat uns die Haar’ geschnitten in der Albertgasse. Wir sind aber nicht zur HJ gegangen, sondern zum Roten Kreuz. Wir haben uns freiwillig beim Roten Kreuz gemeldet und waren schon mit 14, 15 Jahren bei den Bombenangriffen dabei. Das waren schon die 42/43er Jahre. Weil im 44er Jahr bin ich dann eingerückt.

Waren Sie auch an der Front?

Zuerst war ich im 43er Jahr im Arbeitsdienst in Schlesien, als Jugendlischer. Und mit 17 bin ich eingerückt nach Mikulov. Von dort sind wir dann an die ungarische Grenze verlegt worden, nach Oberpullendorf. Und dort haben wir eine Feindberührung gehabt mit den Russen und ich bin

raus und gerannt und bin dann nach Wiener Neustadt. Desertiert bin ich. Desertiert in dem Sinne, weil ich an der Front war. Die Russen sind gekommen und wir sind gerannt. Ich war nicht lang' an der Front, aber ich hab' vom ganzen Krieg einen Tag mitgemacht, weil hier eine große Flakstellung war, ein Achter. Die Russen sind mit dem Panzer d'rüber gefahren – du hast nur gehört ‚Mutter! Hilfe! Sani!‘. Ich war da 16 oder 17 Jahr' alt. Ich bin aufgesprungen und gerannt. Ich hab mir nicht gedacht, dass der mir jetzt nachschießen kann mit einem Maschinengewehr. Da bist gleich runtergegangen und da waren Militärautos. Ich hab' mich hinten reingehaut und bin liegen geblieben, hab' mich nicht gerührt. In Wiener Neustadt hab' ich dann geschaut, ‚Ui‘, und bin ausgestiegen. In Wiener Neustadt sind wir dann drei von Mikulov gewesen, zwei Ausbildner und ich sind bis nach Wien gekommen. Wir sind alles zu Fuß gegangen, meistens in der Nacht, damit uns niemand erwischt – da haben wir schon Federn gekriegt.

Wie haben Sie die Besatzung der Russen erlebt?

Eine ganze Partie Russen hat sogar bei mir gewohnt. Meine Mutter war mit der Schwester am Land. Sagen wir, sie sind geflüchtet vor den Russen. Weil die Schwester war damals auch 17 Jahre und die hat Angst gehabt. Die Russen haben ein Quartier gesucht für ihre Funkstelle und ich war allein. Jetzt haben die anderen Hausparteien gesagt: ‚Der ist allein‘. Also sind die raufgekommen, haben zwei Nägel reingehaut, einen Draht gespannt und ich hab die Russen drinnen gehabt. Die waren im Kabinett. Und wir haben einen Fehler gemacht, der Glinski Fritz und ich. Die Leute haben die Zeitungen aus den Fenstern rausgeworfen, mit dem Hitler- und dem Duce-Foto aus dem 36er Jahr. Wir Depperten haben sie genommen und zu lesen angefangen. Wie die Russen reingekommen sind, haben sie die Hitler und Duce-Fotos in den Zeitungen, die bei uns waren, gesehen. Da haben sie gesagt ‚Du Nazi‘. Wir haben eine Böhmerin als Nachbarin gehabt, sie hat übersetzt für uns und hat gesagt: ‚Die Mutter ist im KZ‘, und weiß ich was, damit die sich beruhigen. Und dann haben sie uns Essen gegeben. Die Russen haben unten im Hof Rindfleisch gekocht, oder was weiß ich was. Und wir haben gegessen und waren dann eigentlich ihre Freunde.

Dann hat es geheißt: Die Schimmler³, das sind die, die aus der Hitler-Armee geflüchtet sind, sollen sich melden in der Schüttaustraße. Und da haben sich die ganzen Schimmler gemeldet. Die Russen haben die zusammengefangen, haben sie eingekreist und haben sie verhaftet. Und ich bin, Gott sei Dank, zu spät hingekommen, weil sonst hätten sie mich auch dort festgenommen. Ich hab da mehrere gekannt. Und dann sind sie weg gewesen – sind erst nach einem Jahr wieder gekommen. Dann sind wir mit zwei Russen von Stiege zu Stiege gegangen, um die Frauen-Vergewaltigungen zu bremsen. Die Russen haben ja nicht wollen, dass die so wild sind, und da sind wir dann mit denen wie mit einer Polizei gegangen. Aber die haben sich selber gewehrt, die Frauen. Sie haben vom dritten Stock ein Reindl geworfen, wenn ein Russe für Wasser geklopft hat. ‚Wumm‘ ist es gegangen. ‚Gehen wir!‘, hat er gleich gesagt. So haben sich die Frauen gewehrt, weil sie Angst vor den Russen hatten.



Georg Kudrna als Feuerwehrmann

Wie war es nach dem Krieg?

Wie wir im 45er Jahr gekommen sind, bin ich da im Goethehof noch mit dem Gewehr und dem Helm eingezogen. Und da sind dann die Deutschen gekommen, die haben da unten ein Spital gehabt auf der 43er-Stieg'n. Die haben da Verwundete abgegeben und auf einmal hab' ich eine Angst gekriegt, und hab' das ganze Klumpert raus gehaut. Dann war ich Heizer in dem Spital. Das ist dann sogar eine Gebärklinik geworden. Da sind etliche Kinder auf die Welt gekommen. Ein, zwei Jahre war das ein Notspital, glaub' ich. Wir haben ja auch einen Notfriedhof gehabt rund um die Kirchen.

Wie sind Sie zur Feuerwehr gekommen?

Der Feuerwehrmann Rubesch, der später selbst im KZ war, der in der Kriegszeit mit der Sammel-liste gegangen ist für die, die eingesperrt waren, der hat uns jeden Ersten etwas zum Essen gebracht. Der war super und der hat im 46er Jahr gesagt: ‚Schurl, geh zur Feuerwehr!‘, und da bin ich dann

³ Personen, die sich unerlaubt von der Wehrmacht entfernt haben bzw. desertiert sind

im Februar hingegangen. Ich war erst auf der Lassallestraße, und dann sind wir rüber gekommen in die Ausstellungsstraße. Ich war bei mehreren Dienststellen, Prater, Ottakring, aber die erste war in der Lassallestraße. Seit dem 46er Jahr war ich ca. zwölf Jahre Taucher bei der Wiener Berufsfeuerwehr und ab dem zwölften Jahr dort bin ich dann zum Fahrdienst gegangen. Bis ich 56 Jahre alt war, bin ich bei der Feuerwehr gewesen. Das war 1982, und dann bin ich in Pension gegangen.

Können Sie uns noch mehr darüber erzählen, wie Sie Taucher wurden?

Ich war damals 19. Es wurde gefragt: ‚Wer meldet sich?‘ Ich hab mich gemeldet. Der Branddirektor hat mich angeschaut und hat gesagt: ‚Sie sind ja ein Spindel-Dürrling. Sie werden das nicht zusammenbringen.‘ Ich: ‚Ja, wieso? Ich bring das schon zusammen.‘ ‚Na, probieren wir es.‘ Ohne Ausbildung und ohne allem sind wir zur Alten Donau runtergefahren. Die haben mich angezogen, das schwere Tauchgerät mit Helm und den Schlapfen, den eisernen Schuhen. Also, das hat 90 Kilo gehabt und ich 50. Die haben mir das angezogen und mich ins Wasser gelassen. Ich bin halt reingegangen und die haben gesagt: ‚Na, der is eh ganz gut!‘. Dann haben sie gesagt⁴: ‚Na tauch auf!‘, hab ich gesagt: ‚Na wie?‘ ‚Brauchst nur die Brustflasche aufdrehen! Und ich dreh die Brustflasche auf, das ist so ein Tauchgerät, da kommt die Luft in den Anzug. Das haben sie mir ja nicht gesagt, es war ja nur ein Probetauchen. Also sie wollten schauen, ob ich es zusammenbringe. Ich tauch auf und von allen Seiten ist die Luft rausgegangen. Dann haben sie gelacht. Die haben sich zerissen. Aber dann: ‚Ja, den nehmen wir auf!‘ Weil da haben sich auch genug bei der Feuerwehr als Taucher gemeldet, die nicht mal schwimmen konnten. Diese Personen haben sich deswegen gemeldet, da es für die Taucher die Schwerarbeiterlebensmittelkarten gab.

Wie wurde der 1. Mai gefeiert?

Der Goethehof war rot, da gibt es nichts. Aber die sozialistischen Fahnen und Anhänger sind immer weniger geworden nach dem Krieg. Ich war bei der sozialistischen Jugend, wir waren 100 Jugendliche, das gibt es heute alles nicht mehr. Am 1. Mai sind wir von Kaisermühlen bis zum Rathaus zu Fuß gegangen. Wir haben ja alle so Fahnenhalter gekriegt, die haben wir angeschraubt auf den Fenstern und der Bau war aufgeputzt. Beim meinem ersten 1. Mai ist noch meine Mutter mit dem Leiterwagen mit uns gegangen, das war im 30er-/31er Jahr. Da waren die Sozialisten noch viel stärker. Das ist erst dann im 34er Jahr zu Grunde gegangen. Die Musik hat uns damals immer aufgeweckt. Die ist immer am 1. Mai um 6 Uhr losgegangen, und die sind schon durch Kaisermühlen marschiert. Die Musik ist vorne weg marschiert und alle Fahnen waren um die Uhrzeit auch schon draußen. Ich war immer dabei. Ich glaub, ich hab' keinen einzigen 1. Mai verpasst. Jetzt auch nicht. Mein Enkel führt mich immer hin zum Zuschauen. Gehen kann ich nicht mehr, weil ich bin sehr patschert [ungeschickt].

⁴ Der Taucher hatte eine Funkverbindung nach außen.



Georg Kudrna als erster Taucher bei der Wiener Berufsfeuerwehr nach dem Krieg



Georg Kudrna beim Tauchgang

Wie haben Sie Ihre Frau kennengelernt?

Ich war ein großer Sozialist und war Marken verkaufen, weil früher haben wir ja die Marken für das Parteibuch picken müssen. Meine Mutter, die war auch so eine Rote, die hat nach dem Krieg noch „Die Unzufriedene“, eine sozialistische Frauenzeitung, gekauft. Und ich war ein Kassier und bin so auch zu meiner Frau gekommen. Wir haben uns kennengelernt und haben im 49er Jahr geheiratet. Das war der einzige Vorteil, dass ich die Marken verkauft habe. Zur Hochzeit haben wir in unserer Wohnung Kaninchen gegessen. Wir haben nichts anderes gehabt, da hat es noch nichts gegeben im 49er Jahr. Wir haben in der Wohnung einen Herrn gehabt, der hat ein bisschen Ziehharmonika spielen können. Ja, das war damals ideal.

Es gab hier einige Kleingärten, hatten Sie auch einen?

Nach dem Krieg war da eine Stelle von der Kommunistischen Partei, die hat von Nazis Gärten hergegeben. Da hast du dich anmelden können und wenn du Glück hattest, hast einen gekriegt. Ich hab' einmal Glück gehabt und hab' beim Polizeibad einen gekriegt. Aber der hatte einen Bombentrichter drinnen – nur deswegen habe ich ihn bekommen. Bis wir den Bombentrichter zugeschüttet haben, hab' ich ihn zwei Jahre später schon wieder zurückgeben müssen, weil die rehabilitierten Gartenbesitzer aus Salzburg oder von wo zurückgekommen sind. Aber wir hatten den Garten schon genutzt. Einen Kirschenbaum haben wir gehabt, geschlafen haben wir auch drinnen. Es war ein schönes Haus.

Welche Hobbies hatten Sie?

Eisstockschießen auf der Alten Donau, das war mein liebstes Hobby. Wenn ich vom Dienst heimgekommen bin, sind wir zu zweit auf die Alte Donau gegangen zum Eisschießen. Und da haben wir auch einen Verein gehabt. Auf der Alten Donau haben wir geschossen und dann erst in einer Halle. Wir waren beim ASKÖ, wir haben auch am Donauplatz eine Trockenbahn gebaut, da hat man Asphalt-schießen können.

Sind Sie auch Mitglied in einem Pensionistenklub?

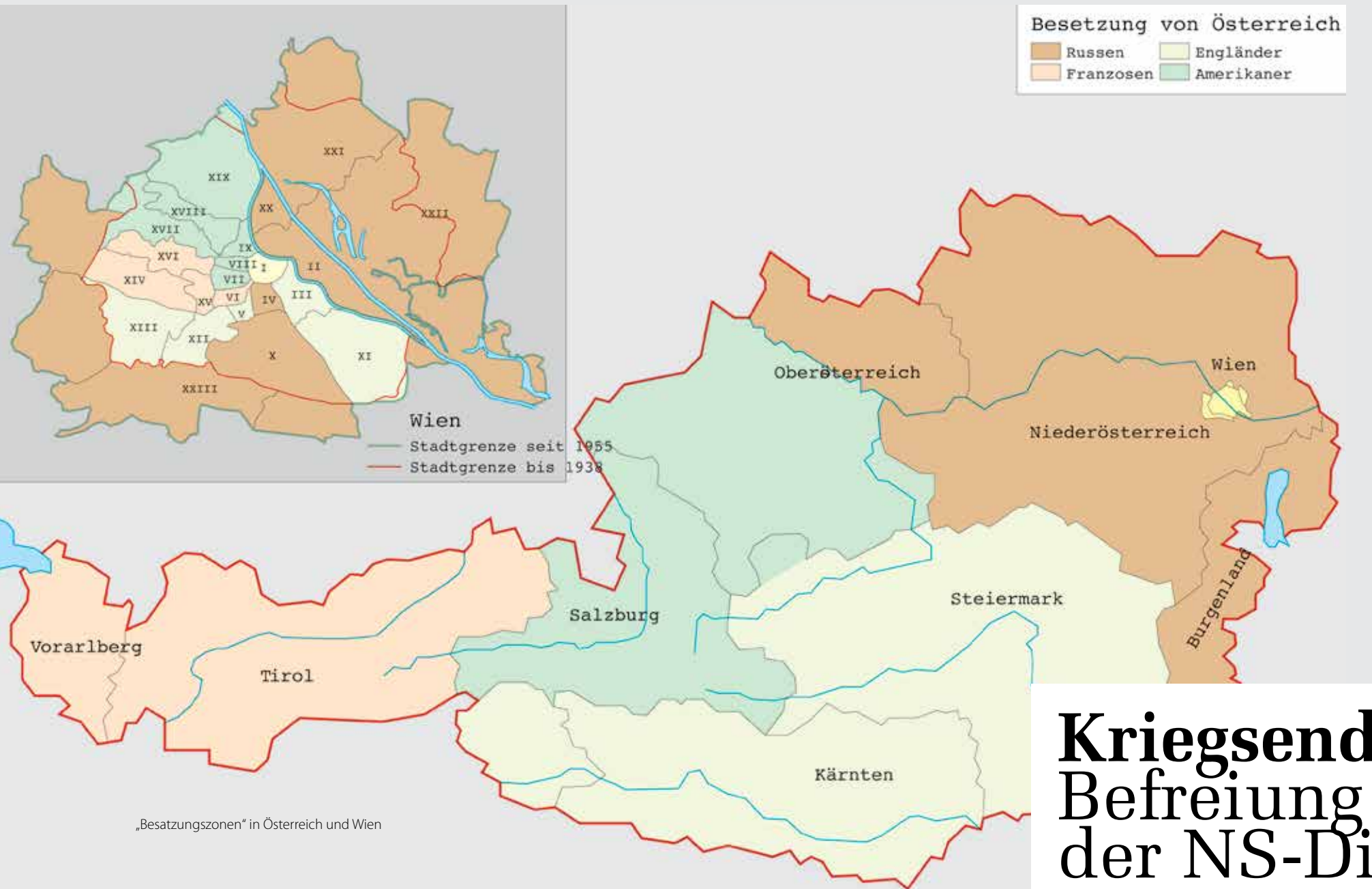
Wir haben selber einen Pensionistenklub am Donauplatz. Wir heißen „die fidelen Hatschera“. Die meisten sind über 80 Jahre alt, die jugendlichsten sind schon 70. Jetzt sind wir fast schon 25 Jahre zusammen. Und da treffen wir uns jeden Montag zum Tratschen und machen Ausflüge, jetzt machen wir weniger Ausflüge. Jetzt lassen wir uns höchstens nach Hagenbrunn führen. Aber sonst haben wir schon Wanderungen gemacht. Aber, das muss ich dazu sagen, bei uns haben keine Frauen dabei sein dürfen. Viele waren beleidigt, aber sonst wären wir nicht fast 25 Jahre beieinander gewesen. Wir machen jedes Jahr so einen Abschluss und da fahren die Frauen mit. Also 30 Jahre bin ich schon in Pension. Ich bin eigentlich nicht enttäuscht oder sonst was. Ich bin mit meinem Leben, trotzdem wir recht arm waren, vollkommen zufrieden.



Beim Eisstockschießen am Kaiserwasser



Marken im sozialistischen Parteibuch



„Besatzungszonen“ in Österreich und Wien

Kriegsende und Befreiung von der NS-Diktatur

Kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges griff der österreichische Widerstand ein, um dem sinnlosen Sterben und der Zerstörung Wiens Einhalt zu gebieten. So entfernten Widerstandskämpfer Sprengladungen, die an der Reichsbrücke angebracht waren. Dadurch blieb diese als einzige Donaubrücke zwischen Linz und Budapest intakt. Nach dem Einmarsch der Sowjetischen Armee wurde sie in „Brücke der Roten Armee“ umbenannt.

Die Moskauer Deklaration vom 1. November 1943, die die Außenminister Großbritanniens, der USA und der Sowjetunion unterzeichneten, sah vor, Österreich von der deutschen Herrschaft zu befreien.

Bereits am 3. April 1945 nahm Karl Renner in Niederösterreich Kontakt mit der Roten Armee unter General Oberst Zeltov auf. Am 23. April 1945 einigten sich SPÖ, ÖVP und KPÖ auf eine politische Zusammenarbeit, um eine aktive Rolle beim Wiederaufbau eines demokratischen Österreichs zu gewährleisten. Der Provisorischen Staatsregierung von 27. April bis 20. Dezember 1945 stand Karl Renner, wie schon 1918 bei der Gründung der Ersten Republik, vor.

Am 8. Mai 1945 kapitulierte Nazideutschland bedingungslos und beendete dadurch den Zweiten Weltkrieg in Europa. Die vier Besatzungsmächte, die Österreich von der nationalsozialistischen Herrschaft befreit hatten – USA, Vereinigtes Königreich, Frankreich und Sowjetunion – übten die Oberhoheit über den wiederhergestellten Staat aus. So wie Wien, war auch Österreich in vier Besatzungszonen eingeteilt: Vorarlberg und (Nord-)Tirol wurden von Frankreich verwaltet, Steiermark, Kärnten und Osttirol von den Briten, Salzburg und Oberösterreich südlich der Donau von den US Amerikanern und Niederösterreich, das Burgenland sowie Oberösterreich nördlich der Donau von der Sowjetunion.

In Wien wurde der erste Bezirk im Monatsrhythmus abwechselnd von allen vier Alliierten Mächten verwaltet. Die Bezirke 3, 5, 11 (ohne Albern), 12 und 13 verwalteten die Briten. Dem französischen Sektor waren die Bezirke 6, 14, 15, 16 zugeordnet. Der US-amerikanische Sektor umfasste den 7., 8., 9., 17., 18. und 19. Bezirk. Dem sowjetischen Sektor gehörten der 2. (ab 1954 mit Albern), 4., 10., 20., 21. und 22. Bezirk an.

Das Bezirkseinteilungsgesetz Wien mit Landtagsbeschluss vom 29. Juni 1946 trat erst am 2. Juli 1954 in Kraft, nachdem die sowjetischen Vertreter im Alliierten Rat ihre Zustimmung gaben. Der bis dahin namensgebende Stadtteil Groß-Enzersdorf erhielt seinen heutigen Namen Donaustadt. Kagran und Kaisermühlen wurden dem 22. Bezirk zugeordnet.

„Bis zum Schneeberg hat man gesehen ...“

Horst Pribitzer

Horst Pribitzer lebt seit seiner Geburt im Jahre 1939 im Goethehof. Er war 35 Jahre lang als Feuerwehrmann bei der Gemeinde Wien tätig und spielte in der Staatsliga Handball. Seine Kindheit im Goethehof, die Streifzüge durch die Schrebergärten und das Indianerspiel im Überschwemmungsgebiet sind ihm noch lebhaft in Erinnerung. Aber auch die Zeit des Zweiten Weltkriegs und der Besatzungszeit haben sich ihm tief eingeprägt.



Horst Pribitzer

Seit wann leben Sie im Goethehof und gibt es besondere Erinnerungen aus Ihrer Kindheit?

Seit meiner Geburt wohne ich hier. Ich bin 1939 geboren. Wir haben schon immer im Goethehof gewohnt, wir haben nur innerhalb des Hofes Wohnung getauscht. Wir haben sie ein bisschen vergrößert wegen dem Kind. Dabei ist ein Raum dazugekommen. Wir wohnen jetzt auf 70 Quadratmetern, das sind an sich die größten Wohnungen, soweit ich weiß. Es ist ganz nett hier zu wohnen, auch wenn sich das Soziale etwas verändert hat. Aber ich wohne gern hier. Ehrlich! Ich sag' es, wie es ist.



Am Schüttauplatz, auf welchem zwischen 1990 und 1991 der Rudolf-Krbec-Hof gebaut wurde, stand früher die Volksschule.

Der Hof war von Kindern frequentiert. In allen drei Höfen waren schon damals Sitzbänke. Der Mittelhof, da wo heute der Parkplatz ist, war geschottert mit Presskies, da hat man nicht barfuß laufen können. Dort wurde Fußball gespielt. Aber früher hat es auch Bandenkämpfe gegeben: Hof gegen Hof – Holzprügel sind geflogen! Früher sind wir halt rumgetollt – bis zum Strom raus. Wir haben überall existiert! Bis zum Damm drüben haben wir gespielt. Ich weiß nicht, wie oft ich im Donaustrom geschwommen bin als Bub. Das hat die Mama gar nicht gewusst. Die Umgebung vom Kaiserwasser haben wir auch frequentiert, alles war unser. Und überall wurde gefischt! Die Russen haben auch gefischt, aber mit Dynamit. Sie haben gewartet, bis die Fische raufkommen und haben sie abgeseiht. Wahnsinn! Und da drüben über der Wagramerstraße war das „Bretteldorf“. Da sind nicht einmal wir Kinder hingekommen, weil da runter eine Böschung war – das war ja ganz anders. Da im Überschwemmungsgebiet war ein Indianerspielplatz – alles Mögliche. In den Schrebergärten [Anm.: damals gegenüber vom Goethehof] war ich auch noch. Ich kenn' sogar noch Leute, die dort gewohnt haben. Viele Bauten sind erst entstanden, und da war eine Sicht – bis zum Schneeberg hat man da gesehen! Am Schüttauplatz etwa, wo heute der Krbec-Hof ist – dort bin ich zuerst in die Schule gegangen –, genau dort war damals die Volksschule.



Im Hintergrund des Bildes ist das Gelände des heutigen Donauparks und der UNO-City zu sehen. Hier befanden sich die Mülldeponie und das „Bretteldorf“. Im Vordergrund liegen die drei Türme des damals im Bau befindlichen Marschall-Hofes. Bild um ca. 1959

Haben sich die BewohnerInnen des Hofes auch gegenseitig unterstützt?

Ja! Der Vater war ja bei der Feuerwehr – ich später auch. Und da drüben hat mein Vater für alle sogar einen Brunnen geschlagen. Hier im Hof, genau unter der 26er-Stiege, da wo heute der Kastanienbaum steht. Der einzige Brunnen in der ganzen Anlage. Auch Gemüse wurde angepflanzt. Und manchmal haben wir Kinder auch bei anderen zu Mittag essen dürfen. Ich hab noch den Keszi-Hansi in Erinnerung. Die haben nicht so viel zu Essen gehabt. Mein Vater hat immer dafür gesorgt, dass genügend oder annähernd genügend vorhanden war. Und dem Keszi-Hansi hat er – ich weiß nicht wie oft – ein Schmalzbrot gegeben.

Können Sie sich noch an die Mülldeponie jenseits der Wagramerstraße erinnern?

Ja. Dort ist alles hingekommen, was die Bomben zerstört haben. Das war wirklich Müll, keine Chemie. Wenn sie tiefer reingraben, finden sie noch genug Sachen. Das ist halt gerade geplant worden. Bei der Papstwiese, naja, dort weiß ich nicht, was da drunter ist. Aber sogar, als sie die Planierung für die Autobahn gemacht haben, haben sie noch immer unterschiedliche Gegenstände, Altkleider und ähnliches rausgezogen.

Wie wurde der 1. Mai früher im Goethehof gefeiert?

Das war ein Ereignis! Da gingen wir mit einem Fanfarenzug über die Reichsbrücke – ganz bis zum Rathaus. Dafür haben wir drei, vier Stunden gebraucht – das waren viele Leute! An den aufgehängten Fähnchen [Anm.: an den Fenstern im Goethehof] hat man gleich seh'n können, wer Kommunist ist und wer nicht. Die Sozialisten haben eine mit drei Pfeilen gehabt, die von den Kommunisten war nur rot.

Wird des Jahres 1934 heute noch im Goethehof gedacht?

Gefeiert wird nicht. Ein Kranz wird aufgehängt, rechts vorne beim Haupteingang und da stehen ein paar Leute zusammen. Es werden halt immer weniger, weil das 34er Jahr, das haben ja nicht mehr viele erlebt.

Können Sie sich noch an Ereignisse aus dem Jahr erinnern?

Ich hab' einen gekannt, den Herrn Navara aus dem Nebenhaus, der war beim Schutzbund. Den haben sie eingesperrt. Sonst weiß ich nichts. Das waren ja Sozialisten und die anderen haben wir ja alle nicht gesehen: Schutzbund und die Christlichen, die Heimwehr. Was passiert ist, weiß kein Mensch ...

Wie hat man den Zweiten Weltkrieg im Goethehof erlebt?

Die ‚Stalinorgeln‘⁵ kenne ich noch. Die haben nach Kagran rüber geschossen. Die Flieger hat man gehört. Bei der Bücherei haben wir uns hingehaut, aus fertig! Weil wir nicht gewusst haben, wo sie herkommen. Die sind einfach nur drüber gepiffen. Die Zerstörungen im Goethehof sind eigentlich durch die Bomben passiert. Auf der 42er-Stiege war ein Bombentreffer und ich glaub', die Stiegen 35 und 36 waren auch betroffen. Im Goethehof waren ja etliche Trichter. Es hat da stiegenweise Luftschutzkeller gegeben. Bei uns war ein ganz gemauerter Betonkeller. Im Keller war ich, wenn der Kuckuck gerufen hat – das war der Alarm. Die Deutschen haben Stellungen gehabt, ungefähr dort, wo man heute vom Inundationsgebiet⁶ runterkommt. Dort haben die, glaub' ich, vier oder fünf so Flak-Geschütze gehabt. Die haben deswegen nicht ordentlich treffen können, weil die von fünf oder sechs Tausend Metern Höhe abgeladen haben und es dadurch eine breite Streuung gab. Es gab auch etliche Opfer unter der Bevölkerung. Die haben ja eigentlich nur die Reichsbrücke bombardiert – aber wenn die Bomben alle nach Kaisermühlen geflogen wären ... wie Zuckerl hat das ausgeschaut, der Wahnsinn für meine Begriffe. Ich war damals ein Bub. Gott sei Dank ist in Kaisermühlen nie ein Flugzeug abgestürzt! Aber drüben, im Prater. Ich war damals auf Stiege 43. Unter der war eine Sanitätsstation, dort wo jetzt die Waschküche gebaut wird, genau in diesen Räumen. Da bin ich einmal raus und da ist ein Deutscher in der Wiese gelegen. Der hat mir Süßigkeiten gegeben ... wie wenn er nicht wahr haben wollte, dass er sterben muss. Aber wie gesagt, das war halt einmal und ist nicht mehr – Gott sei Dank.

⁵ Raketenwerfer, auch genannt „Katjuscha“

⁶ Überschwemmungsgebiet der Donau



Kranz an der Tafel zum Gedenken an die VerteidigerInnen des Goethehofes im Februar 1934

Können Sie sich noch an die Einquartierung von Russen im Goethehof erinnern?

Allmählich haben wir Russen da gehabt, denn die Front ist ja vorgerückt. Ich glaub', sieben oder acht hatten wir hier einquartiert: Ein Offizier, soweit ich weiß, der Rest war eine Mannschaft, aber in einer kleinen Wohnung. Die haben am Boden geschlafen, glaub' ich. Wir sind in eine andere Wohnung gegangen, zu einem Herrn, der hat nicht einrücken müssen und der hat der Mama und unserer Wohngemeinschaft einen Platz zum Schlafen gegeben. Die ersten waren in zwei Tagen weg, das waren lauter Mongolen, glaub' ich. Dann sind andere gekommen. Die waren sicher 14 Tage da. Die Sturmtruppe war ja was anderes, die war nur zwei Tage da und ist dann weiter gezogen. Und die Mama hat einem Russen, der nur ‚Soda, Soda‘ gesagt hat, ein normales Wasch-soda gegeben. Der hat das getrunken. Ich habe mir gedacht, den muss es zerreißen, ehrlich, Wahnsinn! Der hat das sicher nur einmal getrunken. Aber die haben ja alle so gezittert. Ich habe immer rausgeschaut früher, auf der Stiege 43, da sind ja ein ganzes Regiment Russen vorbeigegangen. Da habe ich noch mitgesungen. Das kann ich heute noch. Ja, so war es eben. Mit der Mama habe ich rausgeschaut.

Wie war die allgemeine Meinung über die Russen?

Die Kinder haben die Russen komischerweise gemocht. Nur zwei Schwestern von mir – die leben noch –, die haben sich dreckig gemacht, damit sie unattraktiv ausschauen. Naja, die waren auch 18 und 20 Jahre alt. Ich hab' einen ‚eigenen‘ Russen gehabt, zu dem bin ich immer hingegangen, hab' gedeutet, und der hat mich immer raufgenommen und hat mich getragen – der war lieb. Der muss kräftig gewesen sein, aber ich weiß es nicht – da hat man keine Relationen. Auf alle Fälle hat es immer Getränke gegeben, sogar Würstel haben die gehabt, vielleicht war es nur ihre Ration. Aber die Frauen hat man sehr wohl versteckt.

Können Sie sich noch an andere, für Sie, besondere Ereignisse erinnern?

1954 bin ich zur PSV [Anm.: Polizei Sport Vereinigung] gekommen und bin seit damals beim Verein. Im 54er Jahr gab es ein Hochwasser. Das war so ein Hochwasser, dass wir am Polizeiplatz mit dem Kajak gefahren sind. Da haben wir nicht mal unter der ehemaligen Reichsbrücke durch können, weil das Wasser so hoch war. So bin ich zur Polizei gekommen, um Kajak zu fahren. Und ich hab' 1955 das erste Mal eine Schokolade gekriegt. Ein richtiges Luxusgut war das für mich. Jetzt kannst du sie überall bekommen.

Welche Meinung herrschte über die Fernsehserie „Kaisermühlenblues“?

Da gibt es so ein Gasthaus, der ‚Bär‘ ist das. Der Besitzer hat einmal zu mir gesagt, wie die dort gedreht haben: ‚Hearst wie die reden? Die reden ja schiacher wie mia!‘ Das war schwerer Dialekt, aber das hat auch nicht einem Jeden gepasst – komischerweise. Und ich war mal in Vorarlberg und da hat mich einer gefragt, woher ich bin. Und ich hab' gesagt Kaisermühlen, und er darauf: ‚Was? Aus Kaisermühlen?! Die kennen das alle. Aber das ist kein Ruhmesblatt. ‚Kaisermühlenblues‘ ist gut, aber nicht für alle, wirklich nicht. Der hat ja nicht mal gewusst, wo Kaisermühlen ist.



Burgartige Architektur des Goethehofes

„Wir hatten hier ein Paradies ...!“

Elfriede Schreiber

Elfriede Schreiber wohnt seit 1939 im Goethehof. Für sie war es immer eine schöne Zeit. Besonders gerne erinnert sie sich noch an das Eislaufen auf der Alten Donau. Ihr Mann hat 1965 mit mehreren Freunden einen Eishockeyverein gegründet, der heute als die „Vienna Capitals“ bekannt ist. Heute ist sie Mietervertreterin im Goethehof.



Elfriede Schreiber

Wie lange leben Sie bereits im Goethehof?

Seit 75 Jahren lebe ich im Goethehof. Meine Großeltern kamen aus Böhmen und wohnten mit ihren beiden Töchtern in einer Zimmer-Küchen-Wohnung mit WC und Wasser am Gang im Hinterhof vom Kaisermühlendamm 47. Meine Mutter bekam eine der letzten Goethehof-Wohnungen. In dieser Wohnung waren fließendes Wasser, WC, Parkettböden und ein Balkon – für die damalige Zeit Luxus pur. Zu dieser Zeit war die Wohnungsnot sehr groß und jeder war glücklich, in so einem schönen Gemeindebau zu leben.



„Wir hatten hier ein Paradies“: Das Kaiserwasser hinter dem Goethehof

Wie haben Sie als Kind Ihre Freizeit verbracht?

Meine Freizeit verbrachte ich meistens mit meinen Freundinnen im Hof, wir hatten keinen Klettergarten, keine Schaukeln, keine Rutschen – aber wir hatten Freunde. Wir erfanden Spiele, kletterten auf Bäume, turnten auf den Teppichklopfstangen, und sehr wertvoll war für uns natürlich der Ball. Bälle gab es in allen Variationen: vom Fetzenlabe! bis zum genähten Lederfußball. Es wurden auch Meisterschaften mit Ton-Glas-Eisenkugeln gespielt. Beim Räuber und Gendarmenspiel sind manchmal Tränen geflossen und es wurde auch gerauft, aber am Ende des Tages haben sich alle wieder versöhnt. Wir hatten hier ein Paradies! Aus diesem Kinderparadies wurde später der große Parkplatz im mittleren Hof. Für die ältere Generation waren unter den Kastanienbäumen Bänke aufgestellt, wo sie sich mit Tratschen, Kartenspielen und Kreuzworträtseln vergnügten. Die Hausmeister waren sehr streng zu uns Kindern, wir hatten großen Respekt vor ihnen, denn sie waren einfach eine Persönlichkeit.

Welche Bedeutung hatte die Donau für die BewohnerInnen und AnrainerInnen?

Schwimmen lernen war das erste Gebot für die Kaisermühlner-Kinder. Die Winter waren sehr kalt und die Alte Donau wurde ein riesiger Eislaufplatz. Hier traf sich halb Kaisermühlen, auch einige Eishockeyspieler. Da wurde die Idee geboren, einen Eishockeyverein zu gründen. 1965 nahm der Obmann, Herr Kremnitzer, die Eishockeysparte in der Gruppe WAT-Stadlau auf. Das war die Geburtsstunde des ‚Eishockeyklub WAT-Stadlau‘. Die Spieler bekamen keine Fördergelder, sondern mussten die Ausrüstung, die Trainingsstunden, die Schiedsrichter usw. aus eigener Tasche bezahlen. Aus diesem Sportimpuls entstanden im Laufe der Jahre die ‚Vienna Capitals‘.

Wie hat die Umgebung rund um den Goethehof ausgesehen?

Das Kaiserwasser in der heutigen Pracht gab es damals noch nicht. Nach dem Krieg stellte die Stadt Wien den Anrainern die jetzige Lagerwiese zur Verfügung, um Gemüse anzubauen und Kleintiere zu züchten. Einige der alten Bäume wurden geschlägert und das Holz an die Kaisermühlner verteilt. Gegenüber vom Goethehof, wo jetzt der Spar ist, waren Gärten, eine Blumenhandlung und ein Kiosk, wo es um zehn Groschen zehn Lutschtuckerl gab – für uns Kinder eine Freude.

Waren Sie manchmal auch im Bretteldorf?

Ich durfte eigentlich nicht hingehen. Einige Schulkolleginnen von mir wohnten im Bretteldorf, und die besuchte ich heimlich. Die Familien dieser Kinder wurden ausgebombt und haben sich im Bretteldorf angesiedelt. Dort war eine Mülldeponie und auf dieser wurde später eine Gartenausstellung veranstaltet. Aus der größten Halle baute die Stadt Wien eine Eishalle – ‚die Donauparkhalle‘. Aber durch die einstige Mülldeponie war das Areal nicht stabil genug und wurde wieder abgerissen. Jetzt stehen die UNO-City und das Neue Kaisermühlen dort.

Wie haben Sie den Krieg erlebt?

Die Keller wurden ausgeräumt und mit Matratzen und Decken ausgestattet. Der Goethehof war wie eine Festung, es kamen auch viele Leute, die keine sicheren Keller hatten. Aber auch dieser massiv gebaute Bau hat bei den Stiegen 36 und 37 einen Bombentreffer abbekommen. Im ersten Hof, beim freistehenden Kindergarten, haben Kinder eine Handgranate gefunden und damit gespielt. Ein Kind wurde getötet und drei schwer verletzt.

Können Sie sich noch an das Kriegsende erinnern?

In den letzten Kriegstagen waren wir fast nur im Keller. Am Promenadenweg lagen tote Soldaten – es wurde viel geschossen. Wir hatten fürchterliche Angst vor den Russen. Kurz vor Kriegsende besetzte die russische Armee Kaisermühlen. Im Kloster war die russische Kommandantur und am Donauplatz wurden die gestohlenen Rinder und Schweine geschlachtet. Wir hatten einen russischen Leutnant einquartiert, der zu mir aber sehr nett war und uns öfter Essen mitbrachte.



Waschküche am Dachboden im Goethehof

Mussten Sie nach dem Krieg Hunger leiden?

Ich persönlich musste nie Hunger leiden. Meine Großeltern hatten einen Gemüse-Obstgarten gepachtet und besaßen auch Hasen und Hühner. Aber der Großteil der Bevölkerung hatte wenig zu essen. Am Sonntag gab es Fleisch und sonst Donaufisch, Mehlspeisen und viel Gemüse. Es gab keine süßen Getränke, nur Wasser und für die Erwachsenen, die es sich leisten konnten, Bier. Auf Lebensmittelmarken bekam man die Grundnahrungsmittel wie Brot, Milch, Margarine, Öl usw. Wir Kinder hatten eine Freundin, die Helga, sie musste der Freundschaft wegen, wenn ihre Eltern arbeiteten, für uns gekochte Spalterbsen mit Öl sowie Brot, Öl und Salz zubereiten. Da diese Lebensmittel rationiert waren, bekam Helga zu Hause regelmäßig Ärger.

Wie war die Nachbarschaft früher?

Wir hatten eine Hausgemeinschaft, die Nachbarn borgten und tauschten untereinander alles Mögliche. Der monatliche Washtag war eine Tortur. Die Wäsche von vier bis fünf Personen und das Heizmaterial wurden in den fünften Stock getragen, dort befand sich die Waschküche. In zwei Kupferkesseln wurde die Wäsche gekocht und im Waschtrog geschwemmt und mit der Hand ausgewrungen. Die Mieter unserer Stiege haben sich auf eigene Kosten eine Wasserwaschpresse gekauft. Diese hat mit ihrem Wasserdruck die Wäsche ausgepresst. Wenn ein Schlauch oder etwas anderes auf der Stiege kaputt war, haben es die Mieter auf eigene Kosten repariert. Die Leute gingen mit dem öffentlichen Gut viel vorsichtiger um, weil sie froh waren, in einem so schönen Gemeindebau zu wohnen.

Hat Ihre Familie das Tröpferlbad genutzt?

Ja. Am Wochenende sind wir ins Tröpferlbad gegangen. Hie und da konnten wir uns eine Wanne leisten. In der Wohnung wurde von uns auf eigene Kosten eine Dusche installiert, danach sind wir nicht mehr ins Tröpferlbad gegangen. Wir haben in diese Wohnung bestimmt einen sechsstelligen Schilling-Betrag investiert, um es wohnlicher zu gestalten.

Sind Sie auch ins Kaffeehaus gegangen?

Ins Kaffeehaus bin ich nur zur Sparvereinszahlung mit meiner Mutter am Freitagabend gegangen. Das war das ‚Café Winter‘. Jetzt ist dort ein Kindergarten. Im Café waren ein Billardtisch, Plüschbänke und Marmortische – sehr gemütlich. Vor Weihnachten gab es die Sparvereinszahlung mit Ganslessen. Das war ein großes Fest. Das ersparte Geld wurde dann meistens für Weihnachtsgeschenke ausgegeben, einen Urlaub konnte man sich noch nicht leisten.

Der Goethehof gehörte unterschiedlichen Bezirken an – wie war das damals?

Wir haben einmal zum 2. Bezirk gehört. Dann waren wir beim 21. Bezirk und auf einmal sind wir dann zum 22. Bezirk gekommen. Es gab kein Fest, gar nichts. Auf einmal hast 22 geschrieben. Es hat sich viel verändert im Laufe der Zeit, aber es ist trotzdem noch ein wunderschönes Wohnen im Goethehof.



Das Café Winter im Goethehof hatte einen Sparverein und Plüschbänke – für Gemütlichkeit war gesorgt.



60 Jahre Donaustadt – 60 Jahre Kaisermühlen

Am 2. Juli 1954 trat das neue Bezirkseinteilungsgesetz in Kraft, das die Grenzen der Donaustadt definierte. Damit wurde Kaisermühlen Teil des 22. Bezirks. Nach dem 2. Weltkrieg begann auch in Kaisermühlen der Wiederaufbau. Es entstanden zahlreiche neue Gemeindebauten, wie zum Beispiel 1961 der Marshallhof, welcher nach dem amerikanischen Außenminister und Friedensnobelpreisträger George Catlett Marshall benannt wurde.

Das europäische Hilfsprogramm zum Wiederaufbau nach dem 2. Weltkrieg geht auf seine Initiative zurück. Im Mai 1969 besuchte Queen Elisabeth II den Marshallhof. Gemeinsam mit dem Wiener Bürgermeister Bruno Marek besichtigte sie eine Gemeindewohnung, um mehr über den kommunalen Wohnbau in Wien zu erfahren. Eine junge Wohnhausanlage ist der 1990-1991 errichtete Krbec-Hof, benannt nach Rudolf Krbec, Kommandant des Republikanischen Schutzbundes im Goethehof.

Im Zuge der Wiener Internationalen Gartenschau 1964 („WIG 64“) wurde das Gebiet der früheren Mülldeponie – der heutige Donaupark – saniert und der damals futuristisch anmutende Donauturm der Mittelpunkt der Ausstellung. Die BesucherInnen konnten das gesamte Gelände vom Sessellift aus besichtigen oder mit der heute noch existierenden Donauparkbahn befahren. Heute zählt der Donauturm zu den bekanntesten Wahrzeichen der Stadt Wien. Auf anderen Teilen der früheren Mülldeponie entstanden in den 70er Jahren die UNO-City und die Donau-City. 1967 designierten die österreichische Regierung und die Stadt Wien dafür das Gebiet am linken Donauufer als Standort für das Zentrum. Schließlich eröffnete 1979 das Vienna International Centre (VIC) als Teil der UNO-City. Das Austria Center Vienna (ACV), welches heute ein viel genutztes Kongresszentrum ist, folgte als zweiter Teil der UNO-City 1987. Der davor liegende Bruno-Kreisky-Platz, benannt nach Bundeskanzler Bruno Kreisky, auf dessen Bestreben das Zentrum erbaut wurde, entstand 1991. Am 14. April 2008 entstand vor der UNO-City ein weiterer Platz, der Muhammad-Asad-Platz. Es war dies der erste Platz in Österreich, der nach einem Muslim benannt wurde. Muhammad Asad gilt bis heute als Brückenbauer zwischen den Religionen und Kulturen.

Ein verkehrsplanerischer Umbruch ging am 1. August 1976 mit dem Einsturz der alten Reichsbrücke einher. Die neu errichtete Brücke, über welche nun auch eine U-Bahn-Linie führte, wurde 1980 für den Verkehr freigegeben. Am 3. September 1982 eröffnete schließlich die Station Kaisermühlen – Vienna International Centre der Wiener U-Bahnlinie U1. Kaisermühlen und die Donaustadt waren somit an das U-Bahn-Netz angeschlossen.

1969 beschloss die Stadt Wien die Donauregulierung mit dem Ziel des Hochwasserschutzes. Zwischen 1972 und 1988 begann die Aufschüttung der Donauinsel. Mittlerweile wird die Donauinsel von den WienerInnen ausgiebig als Erholungsgebiet genutzt. Jährlich findet das Donauinselfest – zuletzt im Juni 2014 mit über 3 Millionen BesucherInnen – statt. Weitere neue Akzente setzten 2002 Harry Seidler mit dem Hochhaus „Neue Donau“ und 2014 Dominique Perrault mit dem ersten Turm der „Donau-City-Towers“. Trotz all dieser vielen Veränderungen hat Kaisermühlen bis heute seine Identität und seine Charme bewahren können.

„Wird a immer dünner, das Bier“

Franz Eliska

Franz Eliska wurde 1946 geboren. Von 1946 bis 1966 wohnte er auf der Stiege 12 im Goethehof. Im Interview erzählt er von seinen Erinnerungen an das Leben in seiner Kindheit: Wie er seine Jugend in Kaisermühlen verbracht hat, wo man sich früher getroffen hat, welche Rivalitäten es unter den jungen Leuten gab und wie er sich mit Drahtfiguren ein wenig Geld dazu verdient hat.



Franz Eliska

Wie war früher das Zusammenleben im Goethehof?

Die Leute sind tagsüber viel zusammen gekommen. In fast jeder Familie war einer arbeitslos und die Frauen waren sowieso daheim. Es waren ja überall Holzbänke und dort haben sich unsere Eltern mit vielen getroffen. Meine Mutter, die hat ja oft Dienst gehabt bei der Bundesbahn. Auf der 13er-Stiege war die Frau Bauer im ersten Stock. Und da hat meine Mutter immer gesagt: ‚Geh zur Frau Bauer rauf‘ – und die hat mir dann ein Brot oder einen Tee gemacht, bis meine Mutter

gekommen ist. Die hat einen schönen Balkon gehabt, da bin ich halt am Balkon gewesen und wenn mir kalt war, hat sie mir halt ein großes Handtuch drübergegeben.

Im Hof war immer viel los. Man hat überall die Leute sitzen gesehen und miteinander geplaudert und man ist immer gesehen worden. Wenn meine Mutter gesagt hat: ‚Hast du irgendwo den Franzi gesehn?‘ – ‚Jo, den hab ich vor zwei Stunden im Mittelhof gesehn‘, oder sowas. Da hat sie gewusst, ich bin irgendwo. Es hat damals kein Handy, kein Telefon, nichts gegeben. Das war schon so in meiner Kindheit: wenn du zu irgendwelchen Eltern von den Freunden gekommen bist, hast halt ein Essen gekriegt. Die Leute haben gewusst, dass du Hunger hast. Da hast ein Schmalzbrot gekriegt – damals hat es vorwiegend Schmalzbrot gegeben: ‚Da setz dich her, kriegst an Tee, kriegst a Schmalzbrot!‘ Oder in der kalten Zeit, wenn wir eislaufen waren, da haben verschiedene Eltern – auch meine Mutter – immer diese ‚gebackenen Mäuse‘, gemacht. Da hat es geheißt: ‚Um 14 Uhr kommt’s rauf! Wir waren sowieso total durchgefroren, und da ist so ein Haufen gebackene Mäuse dagestanden. Das war so wie ein Krapfen, nur ohne Füllung mit Zimt und Staubzucker oder Kristallzucker. Die waren eben nicht so wie Krapfen geformt, die waren ein bisserl oval und haben ausgeschaut wie gebackene Mäuse – meistens haben sie hinten noch einen Schwanz gehabt.

Neben der Bücherei, da hat mein Opa im Parterre gewohnt. Da haben immer die Älteren gelebt. Darum hat es uns dort weniger rüber getragen, weil wenn wir da einen Wirbel gemacht haben, haben sie uns gleich geschimpft. Wenn wir wen sekkiert haben oder so eine „Glöckerlpartie“ gemacht haben, dann haben wir es immer dort gemacht, weil die sind uns ja nicht mehr nachgekommen. Einmal an dem Eck bei der 50er-Stiege, das weiß ich heute noch, haben wir eine „Glöckerlpartie“ gemacht. Und ich denk mir: ‚da kommt niemand‘, geh‘ zurück, schau‘ um die Ecke – und krieg‘ eine geklatscht. Da ist doch wer gekommen ...

Woran können Sie sich noch erinnern, wenn Sie an die Wohnung im Goethehof denken?

Wir haben damals mit einem Ofen geheizt. Meistens – so wie es bei uns war – ist der Ofen im Wohnzimmer gestanden, so ein normaler Kohle-Ofen. Und wir haben das Glück gehabt, dass meine Mutter bei der Bundesbahn war und da haben wir einmal im Jahr eine Kohle-Lieferung bekommen. Ich weiß nicht mehr, wie viele Säcke. Die haben wir eingelagert und damit sind wir schön über die Runden gekommen. Und wenn wirklich ein kalter Winter war, hat meine Mutter in der Küche das Backrohr aufgemacht und angezündet, dass es ein bisserl warm ist. Gas haben wir gehabt, aber keine Heizung und kein Warmwasser, das heißt in der Küche war eine Spüle – aber halt mit Kaltwasser.

Erinnern Sie sich auch an das Tröpferlbad?

Ja, natürlich! Das Tröpferlbad haben wir nutzen müssen. Wir haben ja nichts anderes gehabt. Außer einmal im Monat, da hat meine Mutter in der Waschküche gewaschen und da hat es diesen



Ambulante Musikanten im Gemeindebau

Ofen gegeben, wo man einheizen konnte. Wenn alles gewaschen war, sind wir gewaschen worden. Da sind wir gesessen im Waschtrog und sind halt runtergewaschen worden. Zwischendurch sind wir ins Tröpferlbad gegangen. An das Tröpferlbad kann ich mich noch gut erinnern. Es hat 50 Groschen gekostet und das Wannenbad einen Schilling. Ins Wannenbad hast nie zu zweit reingehen dürfen. Das heißt, auch in die Brause nicht, sonst hätte ich es mir mit der Schwester geteilt. Aber das ist nicht gegangen. Man hat ganz genau gesehen im Tröpferlbad, wenn die Leute gekommen sind und Wäsche gewaschen haben, ist unten der Schaum durchgeronnen von der Wäsche. Das Tröpferlbad war jeden Tag geöffnet. Stark frequentiert war es freitags und samstags. Außer sonntags und feiertags – da war es nicht offen. Es war nicht einmal bis fünf offen. Die Leute, die länger arbeiten haben müssen, haben sich zu Hause mit dem Lavoir gewaschen. Die Bademeister waren meistens ein Pärchen: eine Frau und ein Mann. Die haben das gereinigt und überwacht. Bei dem Tröpferlbad [den Brausen] war meistens der Mann und bei den Wannen die Frau. Wenn du zu lange drinnen warst, hat der schon geklopft, ‚Hey, was ist mit dir!‘ und ‚Auße, kumm!‘. Die wohnten in der Anlage und waren sogar Hauswarte in der Gegend. Die haben das zusätzlich mitgemacht. Man hat die Leute gekannt. Da hat man gesagt, das ist der Hausmeister von dort oder von dort und der macht jetzt das Tröpferlbad.

Können Sie sich an die mobilen Händler erinnern?

Da hat es die Musiker gegeben. Die waren meistens zu zweit, einer hat gesungen, einer hat Harmonika gespielt. Und da sind sie gestanden bei den Gehwegen und haben gespielt. Und die

Leute haben in Zeitungspapier eingewickeltes Kleingeld runtergehaut. Dann sind die zur nächsten Stiege gegangen und haben dort wieder gesungen. Und Scherenschleifer sind gekommen. Der hat sein Ding da aufgestellt und geschrien: ‚Scherenschleifer ist da!‘. Da sind die Leute runter gekommen zum Scheren- und Messerschleifen.

Waren Sie auch einmal im sogenannten „Bretteldorf“?

Das Ganze ist heute das VIC-Gelände [Anm.: Vienna International Centre]. Wir haben immer dazu gesagt ‚Bretteldorf‘, denn die ganzen Hütten waren nur so Brettlgeschichten. Und dann war da, wo heute ungefähr der Donauturm steht, eine Mülldeponie. Die, die da gewohnt haben, haben dort Eisen und Buntmetall und alles getrennt. Heute würde man sagen Mülltrennen. Die Mülldeponie ist fast runter gegangen bis zur Arbeiterstrandbadstraße und bis zur ehemaligen Schießstätte – soweit ist die runter gegangen. Die waren freundlich. Die haben sehr viele Obstbäume gehabt. Wir Buben sind immer hingegangen, ‚Ja, nehmt euch Zwetschken, Äpfel‘, oder so. Das war ja eine Zeit lang unsere Nahrung, wenn wir den ganzen Tag lang unterwegs waren.

Haben Sie Erinnerungen daran, wie es früher am Kaiserwasser war?

Ich bin direkt im Goethehof aufgewachsen auf der 12er-Stiege. Das ist die Eckstiege, die zum Kaiserwasser runter geht. Und das Kaiserwasser war ja früher eigentlich relativ klein. Eine ganz dichte Au, ein Dschungel. Und da waren lauter Tümpel drinnen, heute würde man sagen Biotope. Das sind Lacken gewesen. Die größere Lacke war dann das Kaiserwasser. Die Mütter haben immer gesagt, wir sollen nicht baden gehen im Kaiserwasser, da es nur wenige seichte Stellen gibt. Und da waren ganz viele Bombentrichter drinnen. Es ist gleich so runtergegangen – so steil! Da haben sie immer gesagt: ‚Geht’s da nicht baden, geht’s lieber ins Gänsehäufel‘ – es sind auch jedes Jahr einige ertrunken. ‚Mondscheinlacken‘ war der zweite Namen des Kaiserwassers. Zuerst haben sie ‚Mondscheinlacke‘ dazu gesagt, weil der ‚Mondschein-Wirt‘ da am Eck war. Das Gasthaus Mondschein war groß mit einem wunderschönen Garten. Wenn wir wenig zu Essen gehabt haben, hat mich meine Mutter mit einem Geschirr um einen Bauernschmaus aufgeschickt. Da hat er uns – weil er uns schon gekannt hat und gewusst hat, dass wir zu dritt sind – drei Semmelknödel gegeben mit ein bisserl mehr Kraut. Und da haben wir zu dritt was gehabt. Dann hat noch meine Mutter so einen Krug gehabt – einen blauen, da hast Bier reingeben lassen. Und am Kaiserwasser ist ein Hydrant – genau auf der Wiese – und wenn ich mit meiner Schwester raufgegangen bin, das Bier und den Bauernschmaus holen, haben wir das Bier runter getrunken und dann sind wir zum Hydrant gegangen und haben einmal draufdrückt. Meine Mutter hat gesagt: ‚Wird a immer dünner, des Bier ...‘.

Wo ist man in Kaisermühlen als Jugendlicher hingegangen?

In der Jugend ist man ja aus Kaisermühlen nicht gescheit rausgekommen. Geht man ein Stück an der Donau entlang, bevor man zur Polizeibrücke kommt, ist rechter Hand heute noch immer eine große Holzbaracke, und das war einmal der ‚Bär‘. Der Wirt, der hat so geheißßen. Da ist man auch

tanzen hingegangen. Oder zum ‚Draganwirt‘. Der Dragan war aber auch eine Bootsvermietung und hat halt nur Getränke gehabt. Es war ein kleiner Wirt. Das war von 1966 bis in die 70er Jahre. Dass der damals zugemacht hat, hat uns alle gewundert. Weil das der Treffpunkt für die Jugend dort war. Es hat nie so Cliquesbildungen gegeben, dass man gesagt hätte, ‚der darf nicht mehr mit uns‘. Mädchen waren nie dabei bei unseren Partien, nur Burschen. Später gab’s dann auch Rivalitäten mit den Kaganern oder Neukaganern. Am Ende von der Kaganer Brücke, wo dann die Promenade runter geht, da war das Tanzlokal Lido auf der rechten Seite. Dort haben wir oft Streit gehabt und auch richtige Schlägereien. Dort haben wir selten gesiegt, das war das Revier der Kaganer. Das Café ‚Winter‘ war vorne am Eck beim Haupteingang. Daran kann ich mich noch erinnern. Da haben sie schon damit angefangen, den Flügel aufzubauen. Das war einer von den letzten, den sie hergerichtet haben nach dem Krieg. Der hat so einen großen Ofen mit vielen kleinen Fenstern. Der ist da gestanden, bis er zugesperrt hat. Der hat geheizt wie die Titanic. Und dort haben wir viel Zeit verbracht, weil der hat ein paar Billardtische gehabt. Wir haben auch um Geld Domino und Karten gespielt. Dort haben wir halt sehr viel Zeit verbracht. Unsere Sachen waren entweder beim ‚Winter‘ oder beim ‚Mondschein-Wirt‘. Weil der Winter hat ja kaum was zu Essen gehabt. Wenn wir Hunger hatten, sind wir rauf zum Mondschein-Wirt gegangen.

Haben Sie sich in der Jugend auch ein wenig Geld dazu verdient?

Da oben beim Schneider – bei der Bootsvermietung unten am Kaiserwasser – da sind wir als Buben immer Anlegen helfen gegangen. Wenn wer gekommen ist, haben wir das Boot gehalten, oder wenn wer eingestiegen ist. Und da haben wir ein bisserl Geld verdient. Und dann war ja da mal ein Goldschmied, der ‚Richter‘, vis-à-vis vom Goethehof, wo heute der Spar ist. Sein Bruder war ein Schulkollege von mir. Wir haben dann mit zwölf Jahren angefangen diese Drahtfiguren zu löten. Da haben wir uns Mickey Mouse vorgezeichnet und Donald Duck und so. Dann hat es so ein Aktfoto gegeben, das haben wir nachgezeichnet und dann den Schweißdraht nachgebogen, geschnitten und gelötet und dann schwarz lackiert zum Verkaufen. Das war zum an-die-Wand-hängen. Damit haben wir das erste Geld verdient. Das haben sie uns aus den Händen gerissen! Da haben wir mit dem LötKolben gelötet, bis wir rote Augen hatten. Wir haben viele gemacht, bis es abgerissen ist und auf einmal keine Nachfrage mehr da war. Ich hab’ heute noch eines – das hab’ ich mir aufgehoben.

Im Polizeibad war auch der Polizeiverein SV Polizei. Die haben eine Kegelbahn dort gehabt und das war schwer – fast unmöglich –, dass du dort aufgenommen wirst, in die Clique zum Kegelaufstellen. Weil du hast dort am Abend acht oder zehn Schilling fürs Aufstellen gekriegt. Das war damals schon was. Und da hast damals schon ein guter Freund von einem anderen sein müssen, damit er sagt: ‚Hearst, den kenn i, den nehm’ma mit eine da‘. Die Kegelbahn war stark frequentiert, allgemein von den Kaisermühlern. Da hat man sich zum Kegelscheiben anmelden müssen. Und die, die dort Kegeln gespielt haben, die haben dem Kegelbuben ein Kracherl gezahlt und am Abend hast einen Zehner gekriegt.



Gelötete Drahtfigur



Musikkapelle beim 1. Mai-Umzug

Welche Einkaufsmöglichkeiten gab es früher in Kaisermühlen?

Früher war beim Haupttor ein Konsum – dort ist heute das Hospiz [Anm.: Verein Pflegehospiz Kaisermühlen]. Die Milchfrau war früher mal ganz oben, an der Ecke Wagramerstraße, in der grünen Hütte. Unten in der Schiffmühlenstraße waren Bäckereien, zwei Fleischhauer und dann ist die Milchfrau runtergezogen neben die Trafik. Die hat auch noch mit der Pipen Milch runtergelassen. Mit der Milchkanne oder mit dem Krug bin ich oft runtergegangen. Und da hat man auch anschreiben können, bei der. Das hat die dann übernommen, wenn sie mich gekannt hat. Ich hab ja Maler und Anstreicher gelernt und im Winter hat es ja keine Arbeit gegeben, da war ich arbeitslos. Ich hab meistens am Wochenende ein Zimmer im Pfüsch gemacht und nach dem Wochenende hab ich dann Geld gehabt. Die hat Huschak geheißt und da hat meine Frau dann gesagt: ‚Frau Huschak, ich komm‘ dann am Montag zahl‘n!, weil Samstag, Sonntag bin ich fertig geworden.

Was war für Sie das Besondere an der 1. Mai-Feier?

Am 1. Mai gab’s Musik. Alle, die ich gekannt hab’, waren in der Partei. Meine Freunde und die Eltern von meinen Freunden und deren Großeltern. Die waren alle Sozialisten. Da wurde durchmarschiert mit Trommeln und mit Trompeten. Um halb sieben in der Früh haben sie alle aufgeweckt. Bei jedem

Fenster gab’s eine Fahne, das war Pflicht. Bei jedem Fenster war eine Halterung sogar von Haus aus montiert. Das war halt so. Und es hat auch jede Partei ein, zwei Fahnen für die Fenster gehabt. Und wenn man heute durchgeht am 1. Mai, hängen im ganzen Goethehof vielleicht fünf Fahnen. Früher waren das hunderte. Wir haben die Fahrräder geschmückt am 1. Mai, mit so Krepp-Papier in rot-weiß-rot. Wir sind mit unserer Sektion raufgegangen zur Wagramerstraße. Dort haben wir warten müssen bis die Stadlauer kommen und hinter den Stadlauern sind wir immer eingereiht worden. Dort ist auch immer ein Bus gestanden. Da sind dann die Gehbehinderten reinverfrachtet worden. Wir sind mit den Rädern, mit den Stadlauern, bis zum Rathausplatz gefahren über den Ring. Viel später, da hat der von der Sektion gesagt: ‚Wir treffen uns da oben‘. Und dann hat er gesagt: ‚Wo seid’s denn, noch mal? Ich hab’ euch ned gesehn‘. Und ich hab’ gesagt: Wir sind mit dem Bus reingefahren. Sind wir aber nicht, wir sind mit den Kommunisten mitmarschiert. Die Kommunisten haben uns Würstel gegeben. Wir haben uns dann getroffen, haben Würstel gegessen und sind mit denen mitgerannt. Sehen hat uns keiner dürfen. Dann haben sie uns gefragt: ‚Warum seid’s ihr denn nicht mit uns mit’gangen?’ – ‚Mir san mit dem Bus eine g’fahr’n!‘

Gab es besondere Ereignisse in Kaisermühlen, an die Sie sich erinnern können?

Ganz gut erinnern kann ich mich noch an die Eröffnung von der WIG. Da bin ich Sessellift gefahren und das war das Ereignis. Das nächste Erlebnis war, als der Papst da war. Auf dem WIG-Gelände vorm Donauturm steht ja jetzt das Eisenkreuz.

Ein trauriges Ereignis war, als der Heißluftballon abgestürzt ist: Sie sind beim Donauturm gestartet. An der Aussichtsplattform sind ja auch heute noch so Spitzen nach außen, da ist er hängen geblieben. Und da war ich live dabei. Ich hab gesehen, wie er startet, eh noch weit weg, und dann von der Aussichtsterrasse runtergedonnert ist mit dem ganzen Korb und mit den Reportern. Die waren natürlich alle tot. Das war halt eines von den traurigen Ereignissen.

Früher hatte man oft keinen Fernseher zu Hause. Wo sind Sie zum Fernsehen hingegangen?

In den 1960ern konnte man in der Mendelssohngasse zum Wochenende hin Fernsehen. Von der SPÖ gab es so einen Filmsaal, da hat man um ganz wenig Geld – 20 Groschen oder so – einen Film gezeigt. Schwarz-weiße und uralte Filme – aber es war Unterhaltung. Und dort, wo heute das ‚Kaisermühlner-Werk!‘ drinnen ist, waren ja die Kommunisten, und da hat man auch Fernsehen gehen können. Auch auf der 9er-Stiege war ein Fernsehraum. Der hat den größeren Schirm gehabt und eine Art Projektor. Das war aber auch etwas teurer, da hat man 50 Groschen verlangt.

Mochten Sie die Fernseh-Serie „Kaisermühlenblues“?

Vom ‚Kaisermühlenblues‘ hab ich noch alle Folgen zu Hause. Für mich sind die wunderschönen Luftaufnahmen das Primäre. Da hast du schöne Aufnahmen, die du ja heute nicht mehr hast. Es ist ja viel dazu gebaut und zugepflastert worden. Und alle paar Jahre lass ich die Serie halt durchrennen.

„Meine schönste Zeit hab' ich in Kaisermühlen verbracht!“

Karl Grundlböck

Der ehemalige Taxiunternehmer Karl Grundlböck, Jahrgang 1946, hat seine Kindheit und Jugend im Goethehof verbracht. Heute lebt er im Bundesländer-Hof in Kagran, denkt aber immer noch mit Wehmut an seine Zeit in Kaisermühlen zurück. Bereits als Junge mit zehn Jahren war der bis heute leidenschaftliche Briefmarkensammler Mitglied beim Arbeiter-Briefmarken-Sammel-Verein (ABSV) im Goethehof.



Karl Grundlböck

Lebten Sie von Geburt an im Goethehof?

Nein, wir sind ungefähr im 53er Jahr übersiedelt, vom zweiten Bezirk in den Goethehof, auf die 11er-Stiege. Das war ungefähr im Halbjahr während der zweiten Volksschulklasse. Weil zur Beendigung des Halbjahresabschlusses hab ich noch mit der Tramway in den zweiten Bezirk in die Volksschule fahren müssen. In der zweiten Hälfte der zweiten Volksschulklasse bin ich dann in die Volksschule am Schüttauplatz – die es heute nicht mehr gibt – gegangen. Die Volksschule am Schüttauplatz war gemischt. Ich habe solche Strümpfe anziehen müssen, wie es die Mädchen



Links im Bild Stiege 11, dort wo Karl Grundlböck als Kind im Goethehof gewohnt hat



Karl Grundlböck in der 2. Klasse Volksschule (1953/1954) am Schüttauplatz

gehabt haben, und die habe ich nicht richtig zugemacht und dann haben sie mich ausgelacht – wegen den Klipps da, die die Strümpfe gehabt haben. Seitdem bin ich in Kaisermühlen gewesen. Meine schönste Zeit hab' ich in Kaisermühlen verbracht. Ja, da bin ich aufgewachsen. Es ist schön gewesen und ich habe Abenteuer erlebt.

Und wie lange haben Sie im Goethehof gelebt?

1966 bin ich zwei Jahre in Salzburg gewesen. Danach bin ich zurück nach Wien. Dann ist die Freundin schwanger geworden und wir haben wieder bei den Eltern gewohnt. Ich habe einen Antrag für eine Gemeindewohnung gemacht und ein Jahr später sind wir, zack, auf der 43er-Stiege eingezogen. Und auf dieser 43er-Stiege – im Keller faktisch –, da waren das SPÖ-Lokal und auch der Briefmarkenklub, der ABSV, das ist der Arbeiter-Briefmarken-Sammel-Verein. Da bin ich lange reingegangen – ich bin ein richtiger Briefmarkensammler und ich sammle noch immer. Auf der Stiege habe ich bis 1976 gewohnt. Dann hatte ich noch eine kleine Wohnung, einen Einzelraum – auf der 46er-Stiege. Das war auf Tauschbasis für die Wohnung hier⁷.

Wie viele Mitglieder waren im ABSV?

Da waren viele, sehr viele! Die waren alle böse auf mich, weil ich mit 15, 16 Jahren die Eingangsbriefmarken von den Kuverts der Firma meines Vaters bekommen habe. Die habe ich dann

⁷Heute wohnt Herr Grundlböck im Bundesländer-Hof in Kagran



Aushängeschild vom ABSV im Goethehof



ABSV-Rundsendeauswahlheft

runtergeschnitten, gewaschen, hergerichtet und in den Klub mitgenommen. Die hat es ja damals nicht gegeben – wer hatte denn damals schon Post aus Deutschland, Italien und Frankreich gekriegt?! Kein Mensch! Somit hat die Marken, die zum Frankieren waren, auch niemand gehabt und ich hab sie halt um 70 Prozent vom Katalogpreis verkauft. Da waren ein paar böse auf mich, weil es zu billig war – du musst 90 Prozent verlangen! Jetzt hab' ich aber so viele gehabt und ich bin mit dem Preis nicht raufgegangen. Heute kriegt man keine 20 Prozent!

Das heißt, die Briefmarken waren damals wirklich ein Gut, das man haben wollte?

Ja, und der Preis war fast bei 90 Prozent, oder beim Katalogpreis, das war üblich, maximal zehn Prozent billiger und ich habe 70 Prozent verlangt und habe die Rundsendehefte verschickt über den Arbeiter-Briefmarken-Sammel-Verein.

Gut, das hat ein Jahr gedauert, aber wenn sie zurückgekommen sind, waren fast alle leer und verkauft. Um das Geld habe ich dann wieder Briefmarken gekauft, die ich gebraucht und gesucht habe – österreichische Marken. Da ist jedes Jahr der Michl-Europakatalog gekauft worden und wenn das Jahr aus war, ist er verkauft worden, um mit dem Geld wieder den neuen Katalog zu kaufen. Und da gab es noch das Lotto – 1 bis 90 Zahlenlotto –, das es heute fast nicht mehr gibt. Somit sind 90 Nummern verkauft worden – jede Nummer um einen Schilling. Und ich hatte kein Geld,

eh klar! Ich habe 1 Schilling gesetzt – okay, ist egal, dachte ich mir, ich riskiere es, und habe auf die 90 gesetzt – kann mich noch erinnern – und die ist gezogen worden; jetzt waren die noch böser auf mich! Weil ich mit einem Schilling einen Europakatalog – so ein Wuzzel [Anm.: dickes Buch] – gewonnen habe. Den Katalog aus dem 63er Jahr habe ich heute noch.

Waren die Briefmarkensammler nur aus dem Goethehof?

Die Sammler, die gekommen sind, waren aus ganz Kaisermühlen. Ja, vielleicht ist der eine oder andere auch aus Kagran oder Stadlau gekommen oder vom 2. Bezirk. Aber da waren immer 20, 30 Leute an einem Sonntagvormittag. Heute, wenn ich in den Klub gehe, sind fast nur noch zehn da – das sind immer dieselben. Damit brauchen die nichts und ich brauche nichts. Was soll ich mit denen machen? Was der eine sucht, das habe ich nicht – das weiß ich schon seit drei Jahren – und was ein anderer hat, das brauche ich nicht. Es kommen keine neuen Leute – noch dazu, weil der Klub so blöde Zeiten hat. Wenn einer berufstätig ist oder zur Schule geht, wer kann da zwischen drei und sechs an einem Dienstag hingehen? Der Klub ist jetzt in der Hirschstettnerstraße: Im Lokal ‚Der Goldene Hirsch‘, ja, der ist gemütlich und groß.

Hatten Sie neben dem Briefmarkensammeln noch Zeit für andere Freizeitbeschäftigungen?

Ja, da fällt mir schon wieder so ein Blödsinn ein. Ich bin immer im Goethehof herumgegangen. Kakteen haben mich schon damals fasziniert. So mit 10 Jahren bin ich schauen gegangen, ob auf einem Balkon oder einem Fenster irgendwo Kakteen stehen. Wenn ja, bin ich rauf gegangen, hab' angeklopft und gefragt: ‚Sie haben an Kaktus draußen steh'n, kann ich an Ableger [Anm.: Trieb] haben?‘ Unmengen von Kakteen habe ich dann zu Hause eingesetzt. Daheim waren sie zuerst sehr klein, dann ist eine Kugel daraus geworden und die haben teilweise geblüht. Die Blüten haben aber nur 24 Stunden geblüht, dann ist der Kaktus wieder zusammengegangen und einen Monat später hat er vielleicht wieder geblüht und dann vielleicht zwei Jahre nicht und das dritte Jahr hat er wieder so geblüht. Unmengen von Kakteen habe ich bekommen, und ich habe noch immer ein paar, die sind jetzt 30 Jahre alt. Die habe ich von meinem besten Freund bekommen. Sein Vater hat ihn gekriegt, als sie übersiedelt sind. Vor zwei Jahren ist ein Kaktus kaputtgegangen, der 50 Jahre alt war, aber das war schon ein Ableger vom Ableger.

Haben Sie in Ihrer Kindheit auch im Hof gespielt?

Ja, da auch! Unten, wo die Klopffstangen waren, wo der Kindergarten ist und im Park. Da war eine Sandkiste zum Spielen. Am Rand von dem Garten war es dann schon ein bisserl eben, da haben wir Kugelspielen können: Gitschen oder Zwicken in ein Loch. Beim Zwicken, wenn man die andere Kugel rausgeschupft hat, hat man sich die dann nehmen können – beim Gitschen, wenn man sie getroffen hat. Die Kugeln waren aus Lehm, sie waren ziemlich gatschig und teilweise sind sie zusammengepickt, und wenn die stärker getroffen worden sind, sind's auseinander gefallen.

Oder das Klingelhupfen: von der Fahrradklingel haben wir den oberen Deckel runtergenommen und in der Mitte von der Straße aufgelegt – weil das alles Straßen waren im Hof – und dann musste man den Deckel mit dem Vorderrad während der Fahrt wegschupfen, nach links oder nach rechts, das war vorher ausgemacht.

Aber im Hof hat man auch die Musikanten, einzelne mit Geigen oder Trompeten oder so angetroffen. Die sind mehr oder minder betteln gegangen im Goethehof, genauso wie die Messerschleifer. Und hauptsächlich am Sonntagvormittag waren die Lavendel-Frauen da. Die haben im Hof Lavendel verkauft.

Haben die Kinder im ganzen Hof gespielt?

Das war ein bisschen problematisch. Aus unserem Hof habe ich viele gekannt. Wir sind auch gemeinsam in die Volks- und Hauptschule gegangen. Dort in den Mittelbau, im ‚Haupthof‘, bist relativ selten gekommen und in den übernächsten Hof schon gar nicht – das war tabu! Da hat es auch Fehden gegeben zwischen den Kindern: ‚Bist aus dem Hof! Geh weg, schleich di!‘ Erwachsene haben sich absolut nicht eingemischt, so wie heute. Wenn ich da reingekommen bin, haben gleich ein paar geschaut und geschrien: ‚Der ist nicht von da, der ist von da drüben!‘ Und schon bin ich gerannt. Da war eine Grenze, aus! Im Mittelhof, auf den Seiten, waren die Sitzbänke, da sind die Leute in der Sonne oder im Schatten gesessen. Autos hat es keine gegeben, da war kein Parkplatz, nur Sitzbänke.

Und im Winter sind wir zum Rodeln zum Damm übergegangen – in den früheren Wintern hat es immer Schnee gegeben. Und wenn einer schon Ski gehabt hat, ist er runtergerutscht oder mit der Rodel runtergefahren. Das war ein Spaß, da sind durch die Schrebergärten ja Wege zum Damm hin – da sind wir durchgewatschelt.

Haben sich die Erwachsenen damals über die spielenden Kinder aufgeregt?

Das war damals nicht so! Da, wo die Sandkiste war, gab es eine Hausmeisterin – die war unglaublich – sie hat mehr oder minder bewusst oder unbewusst auf die Sandkiste aufgepasst, wenn ein Wirbel war. Die ist mit dem Besen gekommen, wenn es zu laut geworden ist. Aber sie hat auch immer geschaut, dass die Sandkiste dann am nächsten Tag wieder gerade war, wenn da irgendwo Mugel [Anm.: Erhöhung] waren – die hat sich gekümmert und so. Sie war auch keine gestandene Österreicherin – hat es ja fast keine gegeben – weiß nicht, sie war aus Böhmen oder so, aber eine gestandene Wienerin!

Haben Sie auch in den Schrebergärten gespielt?

Gespielt nicht, aber Kirschen grabschen [Anm.: stehlen] bin ich gegangen und Äpfel und Birnen grabschen, weil die Äste sind so über den Zaun gehangen – ein Apfel – zack! Bum! Bang! Die einfachen Leute haben sich keine Schrebergärten leisten können, die Schrebergärten waren eigentlich nur zum Wohnen da. Das Bretteldorf war ärger, weil sich dort die Leute vom Krieg einfach Bauschutt, Ziegeln und Bretter hergenommen und Hütten zusammengenagelt und

zusammengeschustert haben. Deswegen heißt es Bretteldorf. Da hat meine Tante auch einen Garten gehabt. Dort wurde auch jeglicher Müll abgeladen: da sind die Mistkübelautos gekommen, die haben damals noch gekippt, und haben alles ausgekippt. Dann ist der Bagger gekommen und hat das weg- beziehungsweise runtergeschaufelt. Als Buben waren wir dort Müll sammeln. Da hab' ich das eine oder andere gefunden und im Garten, in den Wiesen und unter dem Baum versteckt.

Womit haben Sie sich als Kinder noch beschäftigt?

Wir haben auch Alteisen gesammelt. Ganz unten in Kaisermühlen hat es einen Eisentandler [Anm.: Eisenhändler] gegeben. Da war ich 12 oder 13 Jahre alt. Die Buben sind runtergegangen zum Eisentandler und haben gefragt, ob sie sich einen Leiterwagen ausborgen dürfen. Ja, den haben wir gekriegt damals. Wir haben das Eisen von den Zäunen, oder was halt oben geblieben ist, aufgesammelt. Dann haben wir das dem Eisentandler gezeigt und haben es wieder verkauft. Und um das Geld haben wir uns dann Schokoladeneis gekauft oder eine Bensdorp-Schokolade, die dicke, große, die zwei Schilling gekostet hat – bumm! Auf der Kaiserwiese, am Samstag und Sonntag ab 8 in der Früh, da haben Sie keinen Platz gefunden, um ein Badetuch aufzulegen! Das war gestopft voll – es war schwierig zum Durchgehen. Die Leute, die schwimmen gegangen sind, haben ihr Geld und ihre Tasche auf der Kaiserwiese liegen gehabt und da hat niemand etwas gestohlen und da bin ich um sieben, halb acht, oder am Sonntag in der Nacht gegangen und habe die Alustöpsel von den Bierflaschen und von der Milch, die so zum Eindrücken waren, gesammelt und verkauft.

Fischen in der Mondschein-Lack'n.

Hinter dem Damm war das Überschwemmungsgebiet und dort waren jede Menge Bomben-trichter drinnen. Da sind wir auch fischen gegangen. Wenn das Hochwasser zurückgegangen ist, haben sich die Fische dort, wo Trichter waren, gesammelt. Die haben wir mit einem Netz, das wir aus dem Bretteldorf rausgezogen haben, versucht zu fangen. Den einen oder anderen sogar erfolgreich. Und wenn man den Fisch angegriffen hat, hat der so herumgezappelt, dass ich mich



Angelschnur, mit der früher im Kaiserwasser gefischt wurde



Der Vater von Herrn Grundlböck (links im Bild), unterwegs als Gärtner in den 1930er Jahren.

erschreckt und ihn wieder fallen gelassen habe, weil ich mich nicht getraut habe – weil der so glitschig war. Im Kaiserwasser war das Fischen ja verboten. Wir haben einen großen Korkstoppel genommen, damit es schwimmt und mit dem Regenwurm einen Hecht angelockt – naja, hat ja keiner angebissen. Ein- oder zweimal hab' ich einen Weißfisch gehabt und dann ist es mir genauso gegangen! Ich hab' ihn nicht angreifen können.

Haben Sie die Fische auch gegessen?

Einmal, aber das war ein Weißfisch. Mit einem Kumpel sind wir dann zur Mutter und haben zwei Fische gebracht. Ja, sie hat ihn ausgenommen und zubereitet. Ich hab' angefangen zu essen und der hat so viele Gräten gehabt! Zweimal habe ich versucht, dann habe ich aufgehört – solche Gräten! Mein Vater war ein Schnittholzbegutachter, Sachwalter oder so was und wir sind in Niederösterreich herumgefahren und der hat auch dauernd Forellen gefangen. Weil beim Sägewerk war immer ein Bach zum Antreiben von den Holzsägen und dort gab es natürlich die Forellen. Da hat er auch immer Forellen gefangen und so hatte ich nur Forellen gekannt. Wenn man Forellen auseinander nimmt, kannst die Gräten als ein Ganzes wegziehen – das bin ich noch immer gewöhnt, und dann habe ich geglaubt, das geht mit dem Weißfisch auch so, ja Schmarrn!

Haben Sie und Ihre Familie das Tröpferlbad genutzt?

Klar, da war ich oft Freitag oder Samstag, sonst war ja zu. Da war der ‚Bademeister‘, der Schiwacek, der war ein Hausbesorger auf der 15er- oder 17er-Stiege. Für eine halbe Stunde gab's die Brause,



Die Tramway 25 in der Wagramerstraße in den 1960er Jahren

die Wanne glaub' ich, für eine Dreiviertelstunde. Das war ein Novum, das war ja super! Der Vater hat's nicht genutzt, die Mutter schon. Der Vater hat ja gearbeitet, der ist ja am Freitag in der Nacht um zehn Uhr heimgekommen von der Tour. Dann hat er sich am Samstag in der Früh gewaschen und dann hat er ins Büro fahren müssen, um den Bericht abzugeben. Und dann war keine Zeit. Dann hat er es sich ein bisschen gut gehen lassen, zwei, drei Bier getrunken – Woche erledigt, gearbeitet, Geld verdient – aus, schnauf, fertig!

Kennen Sie das Gasthaus „Mondschein“?

Ja, da ist die Tramway reingefahren. Das war ein makabrer Unfall. Die Tramway ist ins Wirtshaus reingefahren. Sie ist von der Reichsbrücke gekommen und zum Schluss ist die Straße ein bisschen abschüssig. Irgendwie haben die Bremsen versagt oder der Fahrer hat zu spät gebremst. Er ist nicht stehen geblieben – hat nicht stehen bleiben können! Das muss so im 60er Jahr gewesen sein. Die Weichen sind Richtung Schüttaustraße gestanden. Die Tram ist drübergesprungen! Rausgesprungen aus den Schienen und kerzengerade ins Wirtshaus reingedonnert. In den Schanigarten beim Haupttor – der ganze Triebwagen war drinnen im Schanigarten!

Da gab's noch die Tram, die vorne offen war. Links und rechts gab es keine Türe beim Einsteigen, sondern erst, wenn man reingegangen ist. Da hat es so eine Tür gegeben zum links und rechts Auseinanderziehen. Der Schaffner hat drinnen einen Haken gehabt, damit er wieder zumachen konnte und unten hat er so eine Schiebetür gehabt, so eine kleine.



In der 3. Klasse Hauptschule 1959



Am Sportplatz der SV-Donau hinter dem Goethehof



Der Sportplatz der SV-Donau Willi Kreuz (links mit Urkunde) mit Karl Eipeldauer 1978



Bis heute bestehende Halterungen für große Fahnen am Seiteneingang zum Goethehof

Haben Sie auch Sport gemacht?

Das silberne Sportabzeichen habe ich und das Jugend- und Sportabzeichen aus der HAK [Anm.: Handelsakademie]: Hochsprung 1,40 m, 100 Meter in 13,2 Sekunden; Kugelstoßen 9,50 m; 2 Kilometer in 8 Minuten 12 – zweimal, über die Reichsbrücke. Das Blöde war, dass ich mit 10 oder 12 Jahren irgendein körperliches Leiden gehabt habe. Deshalb sind wir zum Doktor, der war ein Jude, der hat gestottert, weil sie ihn gequält haben – der hat gesagt, dass ich keinen Sport betreiben darf. Ich habe ein zu großes Herz. Das war aber die Zeit, wo von meiner Klasse fast alle bei der Donau Fußball gespielt haben und alle aufgestiegen sind. Alle sind besser geworden und haben Vereine gewechselt. Der Polevkovits auf der Wagramerstraße, der Autohändler von Auto Pohl, der hat bis zu seinem 35. Lebensjahr bei der Donau in der Verteidigung gespielt, der Swoboda, der Bub vom Mondschein-Wirten, hat auch dort angefangen; der Enzi Heinzl, der Kreuz Willi, die Binder Buben, die haben alle dort gespielt. In der Klasse habe ich genauso gut gespielt wie die. Natürlich bin ich nicht zum Klub gekommen, sonst wär' ich auch irgendwo ein Kicker geworden. Ja, somit gab's keinen Sport für mich. Obwohl, die 2 Kilometer mit 8 Minuten 12 Sekunden ist ja nicht so zuwider, da hab' ich aber schon ein bisschen gepöfelt [Anm.: geraucht] oder mit dem Hochsprung – ganz ohne zu Üben und ohne Nichts – einfach so vom Grund auf zack! Oder 400 Meter Schwimmen in beliebiger Zeit, ganz ohne Training – also begabt war ich schon.

Am Donauplatz Fußballspielen war Pflicht. Jedes zweite Wochenende war Heimspiel. Wenn die Mannschaft um 10 Uhr am Sonntag angefangen hat, waren mindestens 500 bis 800 Leute da. Klar, da hat es sonst nichts gegeben, Fernsehen hat ja fast keiner gehabt. Immer nur Arbeit von in

der Früh bis in die Nacht. Am Sonntag hat das Fußballspiel um 10 Uhr angefangen – oder spätestens um 11 Uhr. Jedes zweite Wochenende sind zwei Polizei-Mannschaftsautos gekommen – das waren LKWs, die 380er-Steyr –, wo nur Sitzbänke drin waren. Die waren offen – nur so ein Zelt Dach oben drüber. Da gab es manchmal Streitereien oder Raufereien – vielleicht ist mal ein Bierflascherl geflogen. Aber das war es dann auch schon, nach einer halben Stunde war es vorbei und sie sind wieder heimgefahren. Es hat sich aufgelöst und sicher haben sie dann irgendwo wieder debattiert, aber es war nie irgendwas Böswilliges dabei.

Können Sie sich an die 1. Mai-Feier erinnern?

Der 1. Mai war ein Fixpunkt – auch im Goethehof. Es hat mit der Blasmusik angefangen. Man hat sich versammelt und ist marschiert. Da, bei der 9er-Stiege, da ist ja auch so ein Platz und da haben sie dann zum Musizieren angefangen und sind dann raus – und zack! – die Schüttaustraße rauf – über die Reichsbrücke und zack! – sind sie marschiert. Überall waren Maifahnen, auch ein paar Kommunistenfahnen sind im Goethehof gehangen. Früher hat es ja die Rohre [Anm.: an den Eingangstoren] gegeben. Wie dann in weiterer Folge die Bauten neu gemacht worden sind, hat es die Röhren und die Halterungen nicht mehr gegeben, an denen die Fahnen befestigt waren.

Beim Haupttor gab es zwei große Fahnen, auf der Seite links und rechts. Die waren so wie die kleinen Rohre – nur außen mit Stahlseil, damit das Rohr so richtig fest hält – und da sind die rein gesetzt worden. Das hat der Hausbesorger gemacht oder die SPÖ-Sektion. Da haben ein paar zusammen helfen müssen. Am 1. Mai ist man mit einer Spende ins Parteilokal gegangen.



**„Das sollte
man **wirklich**
dokumentieren ...!“**

In einer Gesprächsrunde berichteten Anna Kleinrath, Ferdinand (Ferdinand) Raschl, Eveline Zill, Josefina (Fini) Nowotny, Hannelore (Hanni) Sigmund und Mathilde Eipeldauer (v.l.n.r.) unter anderem über ihre Kindheit und Jugend in Kaisermühlen, über die damalige Infrastruktur, ihre Erlebnisse im Goethehof und im Bretteldorf sowie über die Ereignisse während der Februar-Unruhen 1934, der Überschwemmungen und der Nachkriegszeit.

Welche Erinnerungen haben Sie an Kaisermühlen?

Raschl: Von Kaisermühlen weiß ich nur, dass es aufgeschüttet wurde – Kaisermühlen war früher ein bisschen weiter unten, darum heißt es ja Schüttaustraße. Und die Schiffmühlenstraße war früher ein paar Häuser weiter unten bei der Polizei. Die Umbenennung der Gassen geschah während der NS-Zeit ja am laufenden Band: die Mendelssohngasse ist dann zur Mestrozzigasse und 1947 wieder zur Mendelssohngasse geworden und dann kam der Goethehof. Wie ich ein kleiner Bub war, ist der gebaut worden und ab dann war Kaisermühlen stärker bewohnt. Da, wo jetzt die Wagramerstraße 14 ist, wo das Hotel Magenschein stand, war damals eine Belustigung – ein kleiner Prater, ein Vergnügungsviertel für die jungen Menschen. Überhaupt die Donauwiese – wenn Sie hier am Sonntag waren – das glauben Sie nicht! Die Wiese war am Sonntag voll – eine Decke neben der anderen! Das war das Sonntagsvergnügen der kleinen Leute.

Zill: Es hat da ein altes Gasthaus gegeben – gleich, wenn man bei der Reichsbrücke runtergegangen ist – den Futterknecht! Aber da hat's noch eins gegeben, der ‚Bär‘ muss das gewesen sein. Gleich wenn man aus dem Kino raus kam, war das Gasthaus. Ich bin nämlich noch in dieses Kino gegangen – mit Schoßkarten. Auch meine Großeltern haben an Samstag-Nachmittagen dort immer ihren Stammplatz gehabt.

Was können Sie uns über das ‚Bretteldorf‘ erzählen?

Raschl: Sie müssen wissen, die Wagramerstraße – das Niveau war schon aufgeschüttet – und da musste man bergab gehen – vielleicht acht oder zehn Meter und das war ein Gebiet, das war ärmlich bewohnt, man hat gesagt ‚Bretteldorf‘. Das bedeutet, die Häuser waren notdürftig zusammengeengelt und da haben natürlich die ärmsten Leute gewohnt. Sie können sich nicht vorstellen, wie viele Fliegen dort waren – das war ein Wahnsinn!

Gab es dort viel Müll?

Raschl: Die Miststätten waren vielleicht hundert Meter oder fünfzig Meter vom ‚Bretteldorf‘ entfernt. Die ist ja immer voller und voller geworden. Wir Kinder sind dahin gegangen: ‚Wir gehen Tuben suchen!‘ haben wir gesagt. Das waren Zahnpasta-Tuben, die wurden früher aus Zinn gemacht und diese Tuben haben wir gesammelt, sind zum Eisentandler gegangen und der hat uns zwanzig, dreißig Groschen gegeben. Dafür haben wir drei Stück Schokolade bekommen ... Das war fein!

Nowotny: Ich weiß nur noch vom ‚Bretteldorf‘, dass der Bürgermeister Schwarz geheißen hat. Da wurde immer gesagt: Der Schwarz ist der Bürgermeister vom ‚Bretteldorf‘ und der hat das Regiment geführt. Wenn er gesagt hat ‚Mach ma!‘, dann haben wir es gemacht und wenn er gesagt hat ‚Nein!‘, dann nicht! Im ‚Bretteldorf‘ waren lauter kleine Hütten, wo zwei, drei Leute drinnen waren, ganz primitiv.

Zill: Ja, am Anfang war's ganz bescheiden. Manche haben dann ein bisschen was gemauert. Da waren Wohn- und Schlafzimmer in einem großen Raum. Die sind gemauert worden und da war



Kindheit im Bretteldorf in den 1940er Jahren

ein Holzboden drinnen. Aber in der Küche war der Boden nur gestampft. Bei meiner Großmutter war nur ein Wohnzimmer, welches auch das Schlafzimmer war, dann diese Küche und anschließend war gleich der Stall. Es gab auch eine Laube im Garten und so einen Sandhaufen. Wir hatten dann noch ein Plumpsklo [Anm.: Toilette ohne Wasserspülung] und einen Schuppen, in dem das Holz verstaubt war. Dort waren auch eine Ziege, ein Schwein und die Hühner. Auch war alles selber angebaut. An den Garten kann ich mich erinnern ...

Sigmund: Meine Tante hatte dort auch etwas. Wir haben von ihr Tomaten und Fisolen gekriegt. Im ‚Bretteldorf‘ war es ein Glück, wenn du was zum Essen gehabt hast!

Also wurde auch Gemüse angepflanzt?

Zill: Ja, da gab es viel: Karotten, Erdäpfel, Petersilie, Sellerie und Zwiebel! Also das waren eben richtige Selbstversorger, die Leute haben ja auch kein Geld gehabt und haben alles selber gemacht. An die selbstgemachten Zwiebel- und Knoblauchzöpfe kann ich mich auch noch erinnern. Und

in dieser Laube, von der ich vorher erzählt habe, da sind die Fisolen raufgewachsen – da hat man die Grünen und die Gelben gegessen und die anderen hat man auswachsen lassen, damit wir neue Bohnen und Erbsen bekommen haben.

Wurden die Lebensmittel auch verkauft?

Zill: Nein, das war eigentlich nur für den Eigenbedarf, also ein bisschen was wurde schon an die Gemüsehändler verkauft. Mein Großvater war auf der Wagramerstraße 14, der hat wunderschöne Marillen gehabt und in Kagran gab es einen Obsthändler, der ihm die Marillen abnahm.

Wurden in Kaisermühlen viele Nutztiere gehalten?

Zill: Ja freilich. Ich kann mich noch erinnern: Als Kinder sind wir zur Großmutter gegangen – da haben wir Eier mitbekommen.

Raschl: Es gab auch landwirtschaftliche Betriebe. Die Kühe, die zur Donauwiese gehörten, standen mitten auf der Straße – da hat's ja keine Autos geben.

Zill: Kuhställe hat es schon auch gegeben, aber meine Großmutter hatte eben nur eine Ziege, ein Schwein und ein paar Hendl'n ... und im Garten eben die Obstbäume und das Gemüse, das angebaut wurde.

Gab es damals bereits öffentlichen Verkehr?

Sigmund: Ich habe nicht im Goethehof gewohnt, aber meine Großeltern haben jahrzehntlang eine Überfuhr gehabt: Von der Roßschwemme am Dampfschiffhafen beim Kleinen Gänsehäufel rüber zum E-Werk am Siemensbad und dann die große Strecke über die Donau. Mein Großvater, Georg Dragan, hat das Geschäft 1928 angefangen – mein Onkel hat es dann übernommen. Er ist aber leider bei Ybbs-Persenbeug bei der Überfuhr umgekommen. Meine Tante hat es dann bis ins 1976er Jahr weitergeführt – und die haben gerudert! Da hat es keinen Motor gegeben! Doch die Ausweitung des öffentlichen Verkehrs hat uns das Geschäft genommen. Die Straßenbahn war ja lieb, die die Schüttaustraße runtergefahren ist: der Fahrer ist vorgegangen, die Schaffnerin hat gepfiffen und er ist über den Ring gefahren – das war eigentlich lustig.

Raschl: Ich erinnere mich, dass bis ins 38er Jahr Linksverkehr war, dann hat die nazistische Verwaltung den Rechtsverkehr eingeführt und die Autos wurden links gesteuert.

Zill: Ja, wenn die Bim über die Reichsbrücke nach Stadlau weitergefahren ist, hat der Straßenbahnfahrer den Bügel abgezogen. Da ist es nämlich bergab gegangen, und er hat keinen Strom gebraucht. Da ist er nur mit dem Schwung bis zur Russen-Kirche gefahren. Nur hinauf haben sie dann den Strom gebraucht. In der kleinen Russen-Kirche, die jetzt zu den Kopten gehört, ist eine Erinnerungstafel von den Gefallenen aus dem ‚Bretteldorf‘.

Zill: Wie ich eben gesagt habe: hier waren früher diese Straßenbahn-Inseln, da war eine kleine Trafik, das war der ‚Pfitzner‘, der von allen aber nur ‚Straßl‘ genannt wurde. Dann war da der Fußballspielplatz und da ist man schon ins ‚Bretteldorf‘ reingegangen. Auf der Wagramerstraße

waren zwei Zinshäuser und eine Mobil-Tankstelle – mehr war da nicht. Da ist eine Straße reingegangen und das war die Kapellenaustraße. Da waren lauter Gärten und dann ist der Goethehof erst gebaut worden, damit die Leute hier vom ‚Bretteldorf‘ abgesiedelt werden konnten. Meine Großmutter ist ziemlich spät weggekommen, weil sie so weit vorne gewohnt hat. Sie ist dann in den ‚Alten Neubau‘ [Anm.: im heutigen Schüttauuhof] gekommen – der wird so genannt, weil er früher fertig war als der Goethehof.

Was befand sich früher an der Stelle der heutigen UNO-City?

Raschl: Das Kaiserwasser war da, wo heute die UNO-City steht.

Zill: Ja, das Kaiserwasser ist dort weitergegangen und da waren eben auch so kleine Teiche. Meine Mutter hat gesagt, das haben sie dann bei der Wiener Internationalen Gartenschau 1964 genutzt, für den ‚Iris-See‘. Denn bevor der Donau-Strom gekommen ist, war hier die Schiffsanlegestelle – von da sind viele Schiffe zum Schwarzen Meer gefahren.

Erinnern Sie sich noch an die Überschwemmung 1954?

Raschl: Ja, da hat es ja eine große Überschwemmung gegeben! Ich war noch ein Kind, als das Hochwasser kam – das ist so kriechend vorangegangen. Wenn man in der Früh mit der Straßenbahn in die Arbeit gefahren ist, hat man es schon in Floridsdorf gesehen und wenn man über die Reichsbrücke heimgefahren ist, war das Hochwasser auch schon in Kaisermühlen.

Zill: Die Häuser waren ja nicht so dicht aneinander gebaut – also ich habe zuerst in der Schiffmühlenstraße 69 gewohnt. Keller konnten wir dort keine benutzen – wenn man die Kellertüre öffnete, war alles voller Wasser. Zurückgegangen ist es nur langsam.

Können Sie sich noch erinnern, ob im Überschwemmungsgebiet auch gefischt wurde?

Zill: Nach den Überschwemmungen, ja, da hat es einen langen Graben entlang der Reichsbrücke gegeben, da haben wir als Kinder drinnen gespielt. Das war ein langer Schützengraben – ich denke, der war für die Verteidigung der Brücke angelegt worden. In den Bombentrichtern haben wir alle gespielt, bevor die Aushubarbeiten für die Neue Donau kamen. Als sie mit dem U-Bahn-Bau begonnen haben, haben sie die Bombentrichter zugeschüttet.

Da war ja viel Gras auf den Wiesen, da sind ja auch Mitarbeiter vom Tiergarten Schönbrunn hergefahren und haben das Heu für die Elefanten und Giraffen geholt. In der Schiffmühlenstraße gibt es noch ein kleineres Haus – heute ist da ein Autolackierer oder Spengler drin –, da war früher ein Kuhstall drin, wo die Tiere vom Überschwemmungsgebiet untergebracht waren.

Raschl: Ja, Sie müssen wissen, die Donauwiese ist heute künstlich gemacht. Früher gab es da eben nur Wiese und die Gruben, die im Überschwemmungsgebiet lagen. Als Kinder haben wir uns immer gefreut, wenn nach einer Überschwemmung diese Gruben voller Wasser waren. Wir haben nach unserer Art gelebt – himmlisch! Ob da drinnen auch gefischt wurde ... Ja, das ist durchaus möglich. Im ‚Kaiserwasser‘ haben wir gefischt – da gab es Krebse. Wir haben einen

Regenwurm der Länge nach mit einem Draht durchgestoßen, zusammengebunden und das war dann so rund. Das haben wir an die Schnur angebunden und ins Wasser geworfen. Damit haben wir die Krebse gefangen. Die konnte man dann rausnehmen und an Gasthäuser verkaufen.

Was haben die Buben außer Fischen noch gemacht?

Raschl: Wir haben auf der Donauwiese Fußball gespielt: Linnégasse [heute Moissigasse] gegen Goethehof. Die Donauwiese war ja nicht so schön, wie sie heute ist, da waren ja nur Löcher und Gruben und der Straßenstrich. Als Kinder haben wir nicht gewusst, warum die Frauen dort herumgehen und haben natürlich zugeschaut! Als Buben hatten wir damals ein Spielzeug, ein Rad. Und zwar eines, welches aus irgendwelchen Gefährten – sagen wir ein Wagen oder Kinderwagen – zusammengebastelt wurde. Dieses Spielzeug hatte nur ein Rad und durch die Achse hat man was aus Holz oder Metall durchgeschoben – einen Stecken zum Beispiel – und damit konnte man dann fahren. Mein Freund hat so etwas gehabt – das war aber auch gefährlich. Das war selbst zusammengebastelt, aus irgendeinem Holz, mit vier alten Kinderwagen-Rädern.

Raschl: Die Gänsehäufel-Brücke war ja früher anders; da war so ein breites Geländer und ich garantiere Ihnen, ich bin mindestens tausendmal da runter gesprungen – das war ein Muss dort!

Sigmund: Wir sind immer mit dem Rad gefahren.

Wie haben Sie als Kinder Ihre Freizeit verbracht?

Raschl: Mit so etwas Ähnlichem wie Seifenkisten. Ich selbst war der Schieber und mein Freund – der später ein guter Fußballer war –, der hat sich von mir schieben lassen.

Wir Buben haben auch viel ‚Diabolo‘ gespielt, und auch ‚Kugelscheiben‘. Da wurde mit der Ferse im Sand ein Loch gemacht und dann hat man eigene Regeln erfunden; das Ziel war, die Kugeln in das Loch zu bringen. Was haben wir denn noch gehabt? Geld! Kreuzer-Schupfer! Bei uns war das ‚Bankern‘. Sagen wir, Zwei-Groschen-Stücke, da war das Kruckenkreuz darauf, und das ist dann geschupft worden, dann hat sich das gedreht und ist auf den Boden gefallen. Die Mädchen haben mit den Puppen gespielt – das ist eh klar! Und wir haben eben auf der Donauwiese Fußball gespielt.

Welche Bedeutung hatte der Bau des Goethehofes für Sie?

Sigmund: Der Goethehof hat in Kaisermühlen den Familien mit vielen Kindern – vor allem den Söhnen – Arbeit gebracht. Meine Eltern und meine Oma erzählten, dass meine zwölf Onkel im Goethehof gearbeitet haben, um ihn aufzubauen. Sie waren froh, dass sie eine Arbeit gehabt haben.

Zill: Die Leute haben sich nicht nur vom Sehen gekannt. Wenn ich gesagt habe, dass das Enkelkind von der Hanni wen geheiratet hat, dann hat jeder gewusst, wer das ist. Das hat sich erst in den 1980ern verändert, weil da ja sehr viele zugezogen sind.

Eipeldauer: Früher waren ja noch nicht so viele Leute im Goethehof. Da hat es ja nix gegeben.



Rote Falken Kaisermühlen am 1. Mai 1950

Zill: Nur den Goethehof, den Alten Neubau und den ‚Zigeuner-Bau‘, den sie unter den Nazis aufgebaut haben und die paar Häuser am Damm. Warum heißt der ‚Zigeuner-Bau‘ eigentlich ‚Zigeuner-Bau‘? Das weiß wohl keiner ...

Kleinrath: Weil der in der Nazi-Zeit so schnell aufgebaut worden ist ...

Eipeldauer: ... und die sogenannten ‚Zigeuner‘ aus dem Bretteldorf dort eine Wohnung bekommen haben.

Es gab zahlreiche Händler im Goethehof – was boten sie zum Kauf an?

Zill: Lavendel kann ich mich erinnern ... die Lavendel-Frauen ... aber Obst weniger, weil viele selber ja einen Schrebergarten und Obst hatten – die haben sich noch ausgekannt und das selber veredelt. An die großen Ringlotten kann ich mich auch noch erinnern – ein Traum!

Erinnern Sie sich noch an den Montessori-Kindergarten im Goethehof?

Raschl: Das kleine Gebäude, ja, da weiß ich auch was: Dieses freistehende Gebäude war auch ein Kindergarten. Das haben sie ‚Scheckl‘ genannt, dort haben die Burschen, die 16 oder 17 Jahre alt waren, täglich ein Brot bekommen. Ein Brot mit Marmelade – das war halt was.

Zill: Da war auch eine Mittagsausschank. Wo heute die Sektion ist, war früher ein Hort – da hing bis vor kurzem immer noch die Tafel auf der 10er-Stiege ‚Hort‘. Die Räume wurden ja nie verändert.

Raschl: Jetzt sag' ich Ihnen was: in diesen Räumen [Anm.: des Pensionistenklubs] bin ich als Kind mit acht Jahren gewesen – unter den Roten [Anm.: Sozialdemokraten] war das. Das war abgeteilt. Da in der Mitte ist eine riesige Tür, die zugeschlossen war und ich glaube, vorne zur Straße waren die Buben und hinten waren die Mädchen. Der Hort war früher bei den Kinderfreunden und danach bei den Schwarzen [Anm.: Christlichsozialen]. Nach dem 34er Jahr hat er die ‚Frohe Kindheit‘ geheißen. Wir Kinder haben gesagt: ‚frohe Erbsen‘.

Haben Sie noch weitere Erinnerungen daran?

Nowotny: Mein Mann war Kinderfreunde-Obmann und hat ein paar Mal die Falken-Führungen übernommen, er war zweiter Bezirksobmann. Und am Tag des Kindes, da haben sie so Pawlatschen [Anm.: Brettelbühne] aufgebaut – da hat es ja noch nichts gegeben. Mit dem Wäschekorb wurden noch körbeweise die Äpfel als Geschenk gebracht! Und da war eine Bahn wie im Prater, mit der die Kinder gefahren sind. Sehr einfach war das damals, aber es hat den Kindern Spaß gemacht! Dann ist diese Kinderbelustigung von der Weissau weggekommen. Dann waren wir im Donaupark in der WIG, der Wiener Internationalen Gartenschau. Da war es schon besser, weil es dort eine Luftburg und viele Spiele gab.

Nowotny: Wenn es was gegeben hat von der Partei, waren die Falken [Anm.: sozialistische Jugendorganisation] immer vertreten – sei es am 1. Mai oder zu anderen Anlässen. Die Falken waren immer da. Sie hatten ihre Klubabende, sind gerne an Wochenenden wandern gegangen, und wenn ein Feiertag war, zum Beppo Afritsch [Anm.: Josef-Afritsch-Heim; Hörndlwald] nach Hietzing gefahren. Da war so ein Pritschenlager – das war natürlich ein Erlebnis für alle!

Nowotny: Von den Kinderfreunden gab es noch das Kinderfreunde-Haus in der Mendelssohn-gasse, hinter der Volksschule – heute ist es verbaut. Vorne war die Schule und hinten das Heim. Ich weiß das noch, weil ich im Heim geheiratet habe!

Zill: Wo heute die Nachbarschaftshilfe [Anm.: Verein Pflegehospiz Kaisermühlen] drinnen ist, war früher der Konsum.

Sigmund: Gegenüber war der ‚Winter‘, ein Café. Da waren wir immer als Jugendliche und haben Billard gespielt. Da durfte man laut reden.

Nowotny: Auf der 43er-Stiege war ein Spital, wie die ersten Bomben gefallen sind. Dort sind auch Kinder entbunden worden – das war wie ein kleines Lazarett.

Können Sie sich an die ersten Kämpfe im Goethehof erinnern?

Nowotny: Mein Schwiegervater ist da eingesperrt worden – der war gleich bei den Ersten dabei. Mein Mann ist 1929 geboren und 1934 waren die Februarkämpfe und da ist mein Schwiegervater im Februar ‚Erdäpfel ausnehmen gegangen‘ [Anm.: Kartoffeln ernten]. Zumindest haben sie das meinem Mann erzählt, als er ein kleiner Bub war. Nicht, dass der Papa im Gefängnis sitzt.



Alexander Nowotny wurde 1934 vom austrofaschistischen Ständestaat inhaftiert.

Raschl: Naja, ich habe auch die Februar-Unruhen mitgekriegt, ich war neun Jahre alt. Wir haben in der Linnégasse [Anm.: aktuell Moissigasse] im Eckhaus gewohnt. Jedenfalls haben wir zugehört, durchs Rollo – damals waren ja so breite Holzrollen. Da habe ich als kleiner Bub die Mündungsfeuer von den Kanonen gesehen, mit denen sie rübergeschossen haben. Dann hat damals auch ein Parteigenosse bei uns geschlafen – die haben, glaub' ich, den ganzen Goethehof zerstört. Wir haben auch gesehen, wie die die Falken [Anm.: Mitglieder der sozialistischen Jugendorganisation] verhaftet haben. Da sind Mannschaftswägen gekommen – auf jeder Seite vier oder fünf Mann und sind mit dem Gewehr in Schussposition durch die Gassen gefahren. Am Ende sind viele Leute verhaftet worden. Ich habe sogar einen persönlich gekannt. Er war ein Freund meiner Mutter, der ist ‚stiften gegangen‘, nach Russland. Das heißt, er ist nach Russland geflüchtet.

Kleinrath: Wir sind in den 30er Jahren nach Wien gekommen und die Mama hat bei einer Jüdin gearbeitet und mein Vater im Gänsehäufel im Sommer – im Winter war er arbeitslos. Diese jüdische Familie ist dann nach Italien gegangen, als die Unruhen waren und meine Mama war da sehr traurig, weil sie sich sehr gut mit der Familie verstanden hat.

Eipeldauer: Ich weiß noch, wie sie die Leute in der Nacht im Keller gesucht haben. Da waren wir Kinder und haben uns das angeschaut, was da zerschossen worden ist. Das war nicht so, dass alles wieder schnell aufgebaut wurde. Da sind ja dann viele in die Lobau runter gezogen und haben sich so kleine Hütten aufgestellt, in denen sie gewohnt haben. Es war ja nicht so, dass man gleich eine neue Wohnung gekriegt hat.

Raschl: Noch etwas Bedeutendes war, als die Reichsbrücke 1934 verschoben wurde. Die Kronprinz-Rudolf-Brücke [Anm.: erste Reichsbrücke] hab' ich noch gekannt. Es hat geheißen, am soundsovielten September 1934 wird die Brücke verschoben. Aber nicht so wie heute. Die haben die Brücke auf die richtigen Fundamente verschoben! Da war die Wiese natürlich voll von Menschen und natürlich war ich auch dabei!

Gab es in Kaisermühlen auch Zerstörungen durch den 2. Weltkrieg?

Raschl: Ja freilich! In Kaisermühlen sind die meisten Bomben auf der Donauwiese gelandet. Natürlich haben die gewusst, dass dort eine Schiffsanlegestelle war und die Reichsbrücke – das waren die Ziele! Und als ich vom Krieg gekommen bin – ich war in Gefangenschaft –, waren noch die Bombentrichter auf der Donauwiese.

Kleinrath: Wir sind da rausgebombt worden auf der Wagramerstraße. Es hat noch die ganze Straße gebrannt, da wo sie bombardiert haben. Wir sind dann in eine Hütte gezogen. Dann hat der Vater eine Wohnung gekriegt und im Jahr 1946 oder 1947 sind wir im Goethehof eingezogen.

Eipeldauer: Im Mai, als der Krieg aus war, ist ein Bekannter zu uns gekommen und hat gesagt: ‚Du, in Kaisermühlen werden Wohnungen frei vergeben! Und da sind wir hingegangen und da hat man die Wohnung gekriegt.

Wie haben Sie die russische Besetzung erlebt?

Eipeldauer: Die waren ja da bis ins 55er Jahr!

Zill: Da waren in der 1er- und 2er-Stiege die Russen drin! Da haben sie ihre Wohnungen gehabt.

Kleinrath: Zu uns ins Haus ist immer ein Russe gekommen – mein Vater war meistens unterwegs und deshalb war ich mit der Mama meist alleine in der Wohnung. Der hat sich in die Wohnung gesetzt, ist sitzen geblieben, hat geschaut, was es zu essen oder trinken gibt – na bei uns hat es immer nur Wasser geben – oder halt Brot. Und dann haben wir eine Bekannte gehabt, eine Tschechin, die hat sich mit den Russen gut verständigen können. Da ist mein Vater einmal runtergegangen und hat zu ihr gesagt: ‚Geh hearst, kum mal auf. Red' du mit dem, die versteh'n nur di'!. Dann ist sie raufgekommen und hat sich mit ihm unterhalten. Auf einmal ist sie ganz rot geworden, aufgestanden und gegangen. Und sie war verschwunden. Am nächsten Tag ist sie wieder zu meinem Vater gekommen und hat gesagt: ‚Ich sag' Ihnen was: der wartet darauf, dass er zurück nach Russland kann – und ihre Tochter mitnimmt. Er hat schon gesagt, die gefällt mir! Und die nehme ich mit! Schauen Sie, dass Sie sie irgendwo verstecken!'

Eipeldauer: Ich hab noch zur Anni [Anm.: Anna Kleinrath] gesagt: im 45er Jahr haben wir ja kein Wasser gehabt, da mussten wir raus – vom 4. Stock runter. Wenn wir Wäsche gewaschen haben, haben wir sie zu Hause gewaschen. Dann haben wir die Wäsche genommen und sind zur alten Donau gegangen und haben sie geschwemmt.

Jetzt heißt es: Österreich ist reich, aber was wir aufgebaut haben, das weiß niemand mehr – das sollte man wirklich dokumentieren!



Eröffnung der Reichsbrücke 1937

Über die ZeitzeugInnen

Mathilde Eipeldauer wurde 1923 geboren. Ihre Eltern zogen 1927 in den sogenannten Alten Neubau. Ihr Gatte Karl Eipeldauer war der Präsident des SV Donau.

Anna Kleinrath kam mit ihren Eltern in den 1930er Jahren von Kärnten nach Wien. Seit 1950 wohnt sie im Goethehof.

Josefine (Fini) Nowotny hat 1957 und 1958 im Goethehof gewohnt und zog dann vis-à-vis in den Marshall-Hof. Ihr Mann war Kinderfreunde-Obmann. Ihre Schwiegermutter war im Goethehof auf Stiege 37 Hausbesorgerin.

Ferdinand (Ferd) Raschl wurde 1925 geboren und ist in der Moissigasse (ehemals Linnégasse) aufgewachsen. Mittlerweile wohnt er in Stadlau, geht aber bis heute noch regelmäßig zum Donauplatz.

Hannelore (Hanni) Sigmund ist die Enkelin von Georg Dragan, dessen Familie jahrzehntelang die Schiffsüberfuhr über die Donau besessen hat. Sie selbst besaß 30 Jahre lang ein Wirtshaus und wohnt nun am Schüttauplatz.

Eveline Zill ist politisch in Kaisermühlen aktiv und Bewohnerin des Goethehofes. Ihre Großmutter lebte im Bretteldorf und zog dann in den ‚Alten Neubau‘ im heutigen Schüttau-Hof.

Generalsanierung des Goethehofes

Nachdem der Goethehof 1987/88 bereits teilweise renoviert und der darin freistehende Kindergarten 2010 rundum erneuert worden war, begann im Juni 2014 die Generalsanierung der Anlage. Im Zuge dessen erhält der über 80 Jahre alte Bau unter anderem eine Wärmedämmung und eine neue Fassade. Der damit einhergehende Fenstertausch soll nicht nur für zusätzlichen Wärme- und Schallschutz sorgen, sondern auch sicherstellen, dass der Goethehof im Sinne des Denkmalschutzes ein einheitliches Erscheinungsbild erhält.



Goethehof während der Generalsanierung 2014



Mehlschwalbennest bei der Stiege 23

Neben der Erneuerung der Elektrik und Wasserleitungen werden alle Stiegen mit einer Gegensprechanlage ausgestattet, die Müll- und Fahrradabstellräume überdacht, Aufzüge eingebaut und die Waschküchen modernisiert. Insgesamt bestehen gegenwärtig 668 Wohnungen im Goethehof. Durch den Dachgeschossausbau entstehen zusätzlich 119 neue Wohnungen, zudem sind zwei SeniorInnen-WGs geplant.

Im Verlauf der Sanierungsarbeiten im Goethehof wird auch auf die kleinsten BewohnerInnen der Anlage Rücksicht genommen: die unter Artenschutz stehenden Mehlschwalben. Jedes Jahr zu Beginn des Sommers lassen sich die Schwalben in den alten Nestern bei mehreren Stiegen nieder – unter anderem bei den Fenstern der MieterInnen –, um dort ihren Nachwuchs aufzuziehen. Mehlschwalben kehren häufig zu den Nestern zurück, in denen sie aufgezogen wurden. Diese Rückkehrmöglichkeit sollen die Vögel während der Sanierung in der Anlage weiterhin haben.

Danksagung

Das wohnpartner-Team 22 bedankt sich besonders herzlich bei allen ZeitzeugInnen, die an diesem Projekt teilgenommen haben und bereit waren, privates Fotomaterial und Erinnerungsgegenstände zur Verfügung zu stellen. Darüber hinaus möchten wir uns bei der Bezirksvorstehung Donaustadt und all jenen Organisationen, Institutionen und Personen bedanken, die uns bei unseren Recherchen unterstützten, Kontakte zu ZeitzeugInnen ermöglichten oder Materialien zur Verfügung stellten.

Glossar

Alter Neubau:	Schüttau Hof in der Schiffmühlenstraße 58-64, größere Bekanntheit durch die Fernsehserie Kaisermühlen Blues von Ernst Hinterberger
Anhaltelager Wöllersdorf:	Anhaltelager waren im austrofaschistischen Ständestaat Internierungslager, in die politische Gegner wie illegale Nationalsozialisten, aber auch Sozialdemokraten und Kommunisten eingewiesen wurden.
ASKÖ:	Arbeitsgemeinschaft für Sport und Körperkultur in Österreich
Badewaschel :	Bademeister
Banker(l)n, (An)mäuerln:	Münzwurfspiel, bei dem die Münze (Groschen) gewinnt, die am nächsten an der Hausmauer zu liegen kommt, gegen die geworfen wird.
Brotschani:	Jugendliche, die in Wirtshäusern Brot und Gebäck verkauften
Die Unzufriedene:	Sozialistische Frauenzeitung
Drahdwaberl:	Wienerische Bezeichnung für einen Kreisel, Kinderspielzeug
Gebackenen Mäuse:	im Fett gebackene Süßspeise aus Germteig mit Zucker und Zimt
Gitschen, Zwicken:	Kugelspiel. Ton-, Glaskugeln (Murmeln) sollen in eine Vertiefung im Erdboden befördert werden. Beim Zwicken wird die gegnerische Kugel rausgeworfen, beim Gitschen muss man die Murmel treffen, um sie zu gewinnen.
Glöckerlpartie:	1. Klingelläuten bei Häusern oder Wohnungen von fremden Personen und dann davonlaufen (Lausbuben-, -mädchenstreich). 2. Versuch, den Fahrrad-Klingeldeckel auf der Straße mit dem Fahrrad auf die vorherbestimmte Straßenseite zu befördern.
Hatschera:	gehen; von hatschen, hinken
Haufen:	im alten Flussbett der unregulierten Donau angeschwemmte Inseln, z.B. Dampfschiffhaufen, Säulenhaufen, Gänsehäufel
Inundationsgebiet:	Überschwemmungsgebiet
Katjuscha:	Mehrfach Raketenwerfer von Boden zu Boden, auch Stalinorgel genannt
Klumpert:	Gerümpel
Kracherl:	Sprudel, Saft
Lavoir, Lavor:	Waschschüssel
Liber Latinus:	Latein-Lehrbuch
Mikulov:	Nikolsburg, Ort in der Tschechischen Republik
Pajkeles:	Schläfenlocken, aber auch für längere Haare verwendet
patshert:	ungeschickt
Pawlatschen:	Brettelbühne
Pipen:	Pippe, (Wasser)hahn
Preferenzen:	Préférence, ein Kartenspiel

Glossar

Reindl:	Topf
Rumpel:	Waschrumpel, Waschbrett
Schaumhäferl:	Windgebäck im Waffelbecher mit Schokoladeglasur
Schimmler:	Wehrmichtsangehörige, die sich unerlaubt von der Truppe entfernen, Deserteur, Fahnenflüchtiger.
schlach:	Hässlich
Schießstätte:	Militärschießplatz Kagran, 1871 für Schießübungen des k.u.k. Militärs errichtet. Während der NS-Zeit erlangte der Militärschießplatz Kagran traurige Berühmtheit wegen der zwischen 1940 und 1945 hier durchgeführten Hinrichtungen durch Erschießen.
Schlurf:	Selbst- und Fremdbezeichnung für Jugendliche und junge Männer, die sich weder an den nazistischen Konformitätsdruck der Haartracht noch an ideologische Vorgaben hielten. Die Haarlänge der Schlurfe reichte bis zum Hemdkragen. Wegen ihrer Vorliebe für amerikanische Musik und Modetänze fielen sie auch in der Öffentlichkeit auf. Der Begriff Schlurf wird heute noch im Wienerischen für Halbstarke verwendet.
Schlurfrakete:	Moped
stampern:	vertreiben
Sterneckplatz:	Seit 1949 Max-Winter-Platz, Wien Leopoldstadt
stiften gehen:	Sich unerlaubt von der Truppe entfernen, desertieren.
Strangfalzziegel:	Dachziegelart
UNO-City:	Die Wiener UNO-City ist mit dem United Nations Office at Vienna (UNOV) nach New York (UN HQ) und Genf (UNOG) der dritte offizielle Amtssitz der Vereinten Nationen. 1996 wurde in Nairobi ein viertes Büro der UNO eingerichtet.
USIA Betriebe:	Der USIA-Konzern umfasste mit über 300 Betrieben und 53.000 Beschäftigten (im Jahr 1955) die größten österreichischen Firmen, darunter einen Großteil der Schwerindustrie. Das russische Akronym Usia (Uprawnjenje Sowjetskowo mushtschestwaw Awstrii) heißt Verwaltung des sowjetischen Eigentums in Österreich. Diese Betriebe waren während der NS-Zeit deutsches Eigentum im angeschlossenen Österreich, der sogenannten Ostmark. Nach Kriegsende gingen diese Betriebe in der sowjetischen Zone in Eigentum der UdSSR über.
VIC :	Vienna International Centre
WAT:	ASKÖ-Landesverband Wiener Arbeiter Turn- und Sportverband, kurz ASKÖ-Landesverband WAT
WIG:	Wiener Internationale Gartenschau
Zille:	ein Flachbodenholzboot

Literatur

Bettel, Florian et.al (2012): *living rooms – Politik der Zugehörigkeiten im Wiener Gemeindebau*, Wien: Springer

Blau, Eve (2014): *Rotes Wien. Architektur 1919-1934. Stadt – Raum – Politik*, Wien: Ambra

Brenner-Wonschick, Hannelore (2005): *Ich hoffe dass wir uns irgendwo wiedersehen. Die Mädchen von Zimmer 28 in Theresienstadt*, Augsburg: Weltbild

Brunner, Manfred-Jürgen (2014): *Wiens neue Welt. 60 Jahre Donaustadt*, Wien: Carl Gerold's Sohn

Czeike, Felix (1992–2004): *Historisches Lexikon Wien*, Wien: Kremayr & Scheriau

Dungl, Leopold et.al. (1998): *Wien, Kindergärten. Der Stand der Dinge. Vienna, Kindergartens. The State of the Art*, Wien: Magistratsabt. 18 – Stadtentwicklung u. Stadtplanung

Duller-Mayrhofer, Judith (2012): *Die Alte Donau. Auf Sommerfrische in der Stadt*, Wien: Metro

Erjautz, Alois (1936): *Die Verteidigung des Goethehofes. Schutzbundkämpfer erzählen vom Februar 1934*, Moskau: Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter in der UdSSR

Exenberger, Herbert et.al. (1996): *Kündigungsgrund Nichtarier. Die Vertreibung jüdischer Mieter aus den Wiener Gemeindebauten in den Jahren 1938-1939*, Wien: Picus

Hansen-Schmidt, Liselotte (1994): *Der Tod im Goethehof und andere Kaisermühlner Geschichten*, Wien: Eigenverlag

Hansen-Schmidt, Liselotte (1995): *Donaustadt: Stadt am anderen Ufer*, Wien: Mohl

Heiland, Helmut (2010): *Maria Montessori*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

Historisches Museum der Stadt Wien (1993): *Das Rote Wien 1918 – 1934*, Wien: Eigenverlag der Museen der Stadt Wien

Hoffmann, Robert (1985): „Die Geschichte vom „Bretteldorf“. „Wilde“ Siedler gegen das Rote Wien, in: Rudolf G. Ardel et al. (Hgg.) *Unterdrückung und Emanzipation. Festschrift für Erika Weinzierl zum 60. Geburtstag*, Wien: Geyer, pp. 195-219

Literatur

Holzbauer, Wilhelm (1989): *Franz Singer u. Friedl Dicker. 2 x Bauhaus in Wien*, Wien: Hochschule für angewandte Kunst

Klima, Caroline (2013): *Donaustadt. Geschichten und Anekdoten. Und sonntags ab an die Alte Donau*, Wien: Wartberg

Lind, Jakov (1997): *Selbstporträt*, Wien: Picus

Maimann, Helene u. Mattl, Siegfried (1984): *Die Kälte des Februar. Österreich 1933-1938*, Wien: Junius und Wiener Volksbuchhandlung

Makarova, Elena (2000): *Friedl Dicker-Brandeis. Ein Leben für Kunst und Lehre*, Wien: Brandstätter

McLoughlin, Barry u. Vogel, Josef (2013): *...Ein Paragraph wird sich finden. Gedenkbuch der österreichischen Stalin-Opfer (bis 1945)*, Wien: DÖW

Müller, Ulrike (2014): *Bauhaus-Frauen. Meisterinnen in Kunst, Handwerk und Design*, Berlin: Insel

Münichreiter, Karl (2004): *Ich sterbe weil es einer sein muss. Erinnerungen an den Vater*, Wien: Trotzdem

Ottillinger, Eva B (2006): *Zappel, Philipp!: Kindermöbel. Eine Designgeschichte*, Wien: Böhlau

Podbredcky, Inge (2013): *Rotes Wien. Gehen, Sehen & Genießen*, Wien: Falter

Rombach, Charlotte (2004): *Gelebte Solidarität. Schutzbundkinder in der Sowjetunion*, Wien: Alfred Klahr Gesellschaft

Scheuch, Manfred (2000): *Österreich im 20. Jahrhundert. Von der Monarchie zur Zweiten Republik*, Wien: Brandstätter

Stimmer, Kurt (1988): *Die Arbeiter von Wien. Ein sozialdemokratischer Stadtführer*, Wien: Jugend & Volk

Weihsmann, Helmut (2005): *In Wien erbaut. Lexikon der Wiener Architekten des 20. Jahrhunderts*, Wien: Promedia

Bisher in der **wohnpartner Bibliothek** erschienen:



2012: Band 1 – „Willkommen Nachbar!“

Seit dem Jahr 2010 begrüßen im Rahmen dieser Initiative von wohnpartner BewohnerInnen aus dem Wiener Gemeindebau zugezogene MieterInnen in ihrem neuen Zuhause. Band 1 bietet ein Resümee und einen Blick auf jene Menschen, die sich im Rahmen von Willkommen Nachbar! mit viel Engagement für die Hausgemeinschaft einsetzen.



2013: Band 3 – „Ehrenamt und Freiwilliges Engagement im Wiener Gemeindebau“

wohnpartner beleuchtet die große Bandbreite von ehrenamtlichem und freiwilligem Engagement im Wiener Gemeindebau. Wir fragen die BewohnerInnen nach ihrer Motivation und woraus sie Kraft schöpfen, aber auch mit welchen Herausforderungen sie konfrontiert sind. Und wir zeigen, wie die wohnpartner-Teams sie dabei professionell und engagiert unterstützen.



2012: Band 2 – „Spurensuche in Ottakring“

wohnpartner begab sich auf Spurensuche und sammelte spannende und berührende Geschichten von ZeitzeugInnen. Sie erzählen, wie die Menschen in einer Barackensiedlung – die sich an der Stelle des heutigen Franz-Novy-Hofs befand – auch in schwierigen Zeiten zusammengehalten haben. Das Ergebnis ist eine gemeinsame Reise durch 100 Jahre lebendige Zeitgeschichte mit einmaligen persönlichen Einblicken.



2014: Band 4 – „Zuhören – Stärken – Vermitteln“

Im Mittelpunkt professioneller Vermittlungsarbeit stehen das aktive Einbeziehen der MieterInnen sowie der sorgfältige Blick auf die Ursachen eines Konflikts. wohnpartner bestärkt die BewohnerInnen darin, nachbarschaftliche Meinungsverschiedenheiten selbst erfolgreich zu lösen und unterstützt bei Bedarf durch Beratung, Coaching und Mediation. Die Kooperation mit anderen Einrichtungen spielt dabei oft eine wesentliche Rolle.



Impressum

Herausgeber: Wohnservice Wien Ges.m.b.H. Bereich: Marketing & PR; Guglgasse 7-9, 1030 Wien *Textredaktion:* Martin Mikulik, Karin Preisinger, Monika Strachalski, wohnpartner-Team 22 *Fotos:* Fernand Kreff, Martin Mikulik, Ludwig Schedl, Stefan Zamisch / Wohnservice Wien, Wiener Wohnen, Christian Jobst / PID, Bauhaus-Archiv Berlin, Archiv Ruth Becher, Bezirksmuseum Donaustadt, Brandstätter Verlag, DÖW, Archiv Herbert Exenberger, IKG Wien, ÖNB, Pfitzner Haus, VGA, Wiener Stadt- und Landesarchiv, Privatbesitz der ZeitzeugInnen *Cover:* Wiener Stadt- und Landesarchiv

Wohnservice Wien war bestrebt, für alle Abbildungen die Rechteinhaber ausfindig zu machen, um Abdruckgenehmigungen einzuholen und die Bilder mit entsprechenden Quellennachweisen zu belegen. Sollte dies bei einigen Bildern nicht gelungen sein, werden die betroffenen Rechteinhaber gebeten sich, im Falle berechtigter Ansprüche, mit Wohnservice Wien in Verbindung zu setzen.

Gestaltung: baumg-art-ner.com *Druck:* Grasl Druck & Neue Medien GmbH *Stand:* November 2014